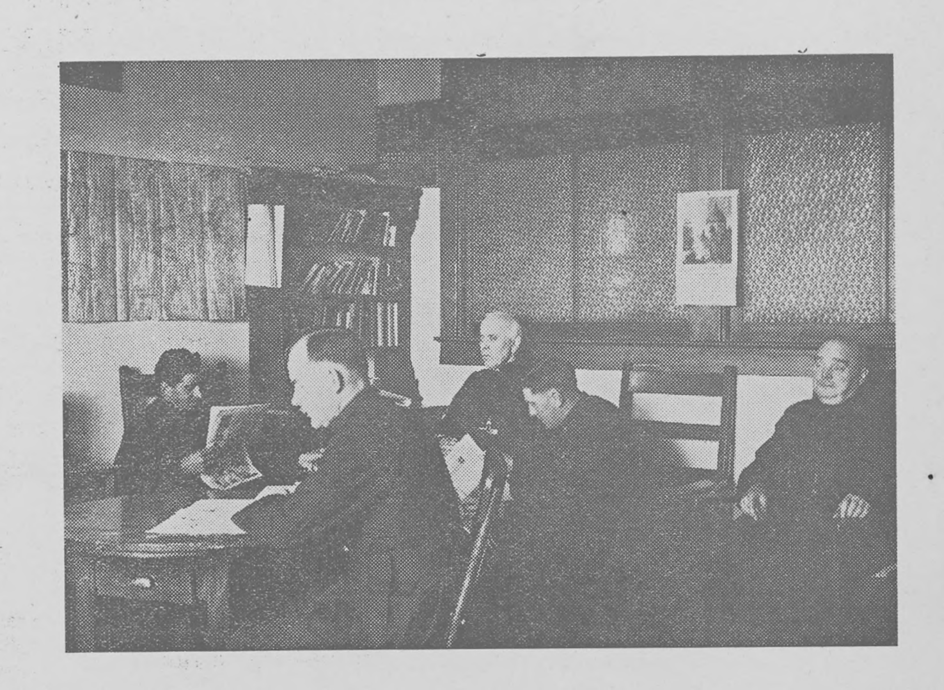
MARIENBOTE



Januar 1946

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Regina. Adresse: The Marian Press, 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Preis: $1.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Price: $1.00 a year.

Schriftleiter — H. Krawitz O.M.I. — Editor

Fr. J. Peters O.M.I. — Assistant Editor.

Associate Editors:
Fr. Ph. Funke O.M.I.; Fr. Jos. Schneider O.M.I.; Fr. George Walliser O.M.I.; Fr. James Walliser O.M.I.

Nr. 4 | Januar 1946 | 14. Jahrgang

Dies und Das

Heilige Weihnacht. So alt ist das traute Weihnachtsfest, und doch ist es immer wieder jung. Das kommt von der Liebe, die dort so rein sich offenbart und deren Licht des Menschen allerletzte und allertiefste Hoffnung ist. Wenn wir nur recht verstehen könnten, dass das Kind von Bethlehem nicht nur einfach Erlösung von allen Uebeln bringen wollte, sondern Erlösung von dem grossen Gottesdunkel, das unsere Seelen, und das, aus unseren Seelen kommend, die Welt um uns erfüllt.

Vom Gottesdunkel in uns, von der verschuldeten Unähnlichkeit des Menschen mit seinem Schöpfer Erlösung zu bringen, wurde es gnadenvolle Weihnacht hier bei uns auf Erden. Heiligung soll uns durch den Heiland kommen. Frei soll der Mensch sich gegen Sünde und für Gott entschliessen, damit der Ewige ihn wieder erfüllen könne mit den Strömen seiner Gnade. Diese Gnade der Erlösung aber ist ein Leben, das von Gott kommt, das heilig und übernatürlich ist wie Gott, und das des Menschen Geist ähnlich macht dem Geiste, dem Denken, dem Wollen und dem Lieben Gottes.

"Teilnahme an der göttlichen Natur" nennt die Heilige Schrift dieses Leben, und diese Teilnahme will Gott. Es wurde der Mensch nämlich geschaffen nach dem Ebenbild Gottes, und des Menschen Geist ist Hauch vom Hauche des Dreieinigen. Darum muss dieser Hauch heilig sein und heilig bleiben, wie der Ewige heilig ist. Darum ist es im Weihnachtsplane Gottes, dass jeder Mensch Erlösung finde und dass der erlöste Mensch, neu erfüllt mit dem Leben Gottes und strahlend in der Aehnlichkeit mit Ihm, dessen Wesen unaussprechbar ist, hier schon auf Erden aus gerechtem Herzen und liebeserfüllter Seele das Lied der Seligkeit singe, das seit Anbeginn die Tiefen Gottes durchrauscht.

Erlösung von allem, was der grossen Liebe der Himmel sich entgegenstellt, ist der heiligen Weihnacht frohe Botschaft. Diese Liebe aber ist das brennende Verlangen, dort zu sein, wo Gott ist, so rein und so heilig zu sein, wie Gott heilig und rein ist, das Heilige selbst aber so zu verehren und anzubeten, wie es in Gott verehrt und angebetet ist.

Solche Gedanken mögen manchen Menschen zu fromm fürs praktische Leben klingen. Es bleibt aber doch Tatsache, dass die Wurzeln menschlichen Glückes und menschlicher Tränen aus den geheimnisvollen Tiefen des Erlöstseins

oder des Unerlöstseins vom Gottesdunkel ihre Nahrung ziehen, und dieser Nahrung gemäss auch ihre Früchte tragen.

Die Früchte einer vom Gottesdunkel erlösten Menschheit sind: Liebe, Friede, Freude, Geduld, Milde, Güte, Treue, Sanftmut, Bescheidenheit, Enthaltsamkeit, Keuschheit.

Die Früchte der unerlösten Menschheit dagegen sind: Unzucht, Schamlosigkeit, Wollust, Götzendienst, Aberglaube, Feindschaft, Streit, Eifersucht, Zorn, Zwietracht, Spaltungen, Parteiungen, Mord, Schwelgerei.

So beschreibt es uns die Heilige Schrift und so sehen wir es um uns herum. Gottesfrüchte können eben nur dort sein, wo Gott ist. Wo Gott nicht ist, da muss Hölle sein. Hölle mit allen ihren Folgen der Tränen und der Leiden, der Friedlosigkeit und der Finsternis.

"Kleines Gotteskind der Krippe, wann werden wir erkennen, wie wichtig Du uns bist? Wann werden wir beginnen, Dich um Rat zu fragen, bevor wir uns mit der Welt und ihren Grössen beraten? Wann werden wir Deine Lehre höher setzen als all' die Lehren unserer Politik, die wir heute immer noch als einzige Welterlöser betrachten? Wann werden wir von Deiner Liebe und von Deiner Weisheit zu trinken beginnen, auf dass wir endlich einmal die Erlösung finden, an die wir ja alle glauben, die wir alle wollen, die wir aber nie bei Dir suchen?"

Ein neues Antlitz wird der Menschheit, die sich erlösen lässt von ihrer Unähnlichkeit mit Gott. Ein Antlitz, dessen Tränen nicht mehr Bitterkeit sind, sondern dankerfüllte Liebe. Ein Antlitz, dessen Auge verloren hat das Feuer der Selbstsucht, des Hasses und der Gier und das jetzt strahlt im Glanze der Gerechtigkeit, der Liebe und der Reinheit, ganz so wie alles Schöne, alles Herrliche und alles Gute im ewigen Geiste Gottes sich spiegelt.

Ob dieses einmal bei uns auf Erden Wirklichkeit wird, hängt von uns selbst ab. Wir sind die Verwalter des gnadenvollen Lebens, das Gott uns durch die Heilige Weihnacht gegeben. Wie aber die Verwaltung, so auch die Früchte.

Der Schriftleiter.



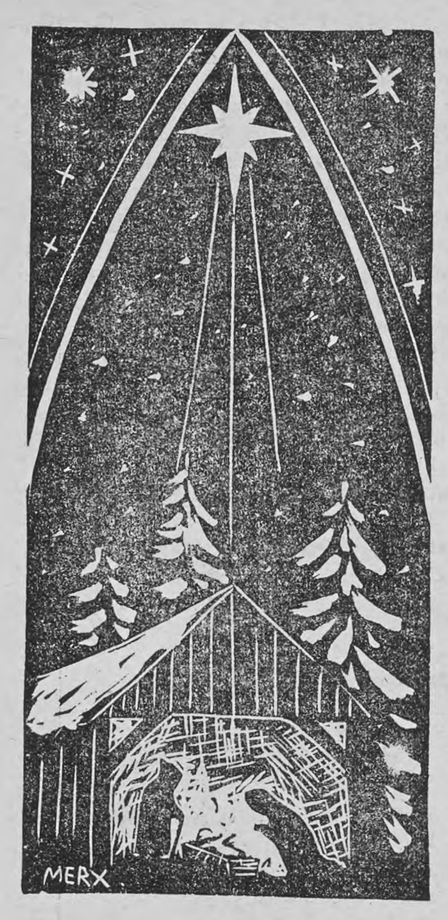
Weihnachtslied aus Tirol

Kommts her, ihr Hirten allzusamm,
Ein Wunder ist geschehn.
Ein Sternderl steht am Himmelszelt
Wohl über Bethlehem.
Da kommen glei geloffen
So Mensch als Tier zum Stall,
Weil's Heil sie hat betroffen,
Wie freuen sie sich all'.
Drum kommt's, ihr Hirten, fern und nah,
Und sing's Ave, Hallelujah.
Leutln tanzt's vor Freud', ja ja.
Der Herr Christ, der Herr Christ
Ist da.

Kommt's her, ihr Hirten allzusamm
Und schaut's die sel'ge Pracht.
Wie lacht so lieb das Jesuskind,
Grad wie ein Engerl lacht.
Drei König aus dem Morgenland
Knien vor dem Kinderl g'wiss.
Die Gottesmutter ist so froh,
Dem Josef frier'n die Füss'.

Eine gnadenreiche Weihnacht
und ein
gottgesegnetes Neues Jahr
wünscht allen Lesern, Mitarbeitern und Freunden

Der Marienbote.



Herrn Oehmchens Weihnacht » »

Von

Marga Reises-Thome

Vorsichtig klopfte der Junge an das Brett, das den Eingang zu der Felsenhöhle verschloss Zugleich rief er: "Herr Oehmchen, macht auf! Ich bin es, der Lambert."

Da wurde das Brett drinnen zur Seite geschoben. Ein alter Mann mit schneeweissem Haar und unendlich gütigen Augen im zerfurchten Gesicht steckte den Kopf heraus. "Du, Lambertchen? Aber was gibt es denn? Komm herein. Es ist hässlich draussen."

"Sommer ist es noch nicht," lachte der Junge, der dreizehn Jahre zählen mochte und wie die Durchtriebenheit selber aussah. Er riess die Mütze vom Kopfe und schüttelte den Schnee ab, dass es nach rechts und links nur so spritze. Dann schob er sich in die Höhle, wo ein kleines Feuer brannte.

Der Priester Anton Zweig streckte die Hände über das Feuer, um sie zu wärmen. "Wärme dich auch, Lambertchen," sagte er zu dem Jungen. "Und was gibt es denn? Wegen einer Kleinigkeit kommst du doch nicht durch dieses nasskalte Dezemberwetter bis in meinen Schlupfwinkel."

"Sicher nicht, Herr Oehmchen! Die Grossmutter hat mich geschickt, ich solle euch sagen, die Bertrandsmutter sei sehr krank und verlange nach euch. Ob ihr es wagen wolltet, zu kommen?"

Der Priester seufzte. Es war ein Jammer, wie das jetzt im Lande stand. Nun schrieb man schon 1798, und immer noch hatte diese Gegend der Westeifel, die man den Oesling nannte, im Volksmunde auch Islick, soviel durch die französichen Revolutionsmänner zu leiden, die das Gebiet erobert hatten. Kein Glockengeläute, kein Gottesdienst mehr. Die Priester verbannt oder vertrieben, weil sie den Eid auf die französische Republik nicht leisteten. Wie hätten sie auch Gesetzen Treue schwören können, die gegen Gott kämpften! "Jesus Christus, unser ehemaliger Herr" hatte ein Republikaner auf das zerstörte Kreuz am Wiesenberg geschrieben. Nein, den Eid konnte man nicht auf sein Gewissen nehmen. Lieber liess man sich wie ein Wild von Schlumpfwinkel zu Schlumpfwinkel hetzen und von den Gendarmen verfolgen, wenn man heimlich seinen Pfarrkindern die Messe feierte, die Sakramente spendete.

"Die Grossmutter hat gesagt, ihr solltet vorsichtig sein," sagte der Junge. "Der Gendarm, wisst ihr, der dicke Denis, schnüffelt immer um das Dorf herum. Die Bertrands waren nicht so kühn, euch zu rufen. Aber die Grossmutter hat gesagt: "Für den Glauben muss man alles tun. Und wenn Herr Oehmchen nachts käme, sollte er nur zu uns herein kommen. Die Marnachleute machten sich nichts daraus, wenn der Gendarm sie bestrafte, weil sie einen Priester beherbergten."

Er reichte dem Priester die Hand, und fort war er. Herr Oehmchen sah ihm eine Weile nach, wie er pfeifend durchs Laub stapfte. Wie trüb und kalt es war! Schnee und Regen und ein eisiger Wind. Bald war Weihnachten. Ach, ach, und man konnte sich nicht ein wenig freuen. Wenn einem das Herz wie ein Stein in der Brust lag....

Er wandte sich wieder in das Innere der Höhle, suchte eine Weile in einem Kleiderbündel und begann sich umzuziehen. Bald stand er fertig: ein alter Bauer mit grauem Bart und Haar und langem Kittel. Herr Oehmchen lachte über sich selbst. In hundert Verkleidungen war er schon durchs Land gezogen und immer noch war er den Gendarmen entwischt. Wenn er diesmal nur unbehelligt blieb! Der armen Bertrand-

Mutter hätte er so gerne Hilfe gebracht auf ihrem letzten Wege.

Solange er durch den Wald wanderte, fühlte er sich sicher. Aber dann musste er eine Strekke weit über die Landstrasse. Der Regen peitschte ihm ins Gesicht. Wie Nadeln stach die Kälte. Herr Oehmchen krümmte sich zusammen, schaute die Strasse ab, die Strasse auf und schlich voran wie ein Dieb. Da auf einmal Hufgetrappel in der Ferne! Wie ein Blitz fuhr es ihm in die Glieder: die Gendarmen! Wohin jetzt? Keine andere Rettung als das Weidengestrüpp drunten am Bach. Er kroch den Abhang hinunter in die Weiden hinein und kauerte sich auf den Boden.

Natürlich waren es die Gendarmen. Sie ritten vorüber — dem Dorfe zu. Man konnte nicht wissen, wann sie zurückkehrten. Herr Oehmchen wagte deshalb nicht, sein Versteck zu verlassen. Zwei Stunden lag er dort im Gestrüpp, nass bis auf die Knochen, klappernd vor Kälte. Dann hielt er's nicht mehr aus. Eine halbe Stunde weiter den Bach hinauf war eine Mühle. Gute Leute wohnten dort. Und Herr Oehmchen kroch durch die Weiden bis dahin.

Gerade kam die Mühlenmutter aus der Hintertür, um die Hühner zu füttern. Da sah sie den alten Mann, dem die Weiden das Gesicht blutig geschlagen hatten. Sie blieb stehen. Wer war das? Wie entsetzlich sah der Alte aus. Da sagte Herr Oehmchen: Mühlenmutter, habt ihr kein Eckchen am Ofen frei für mich alten Landstreicher?"

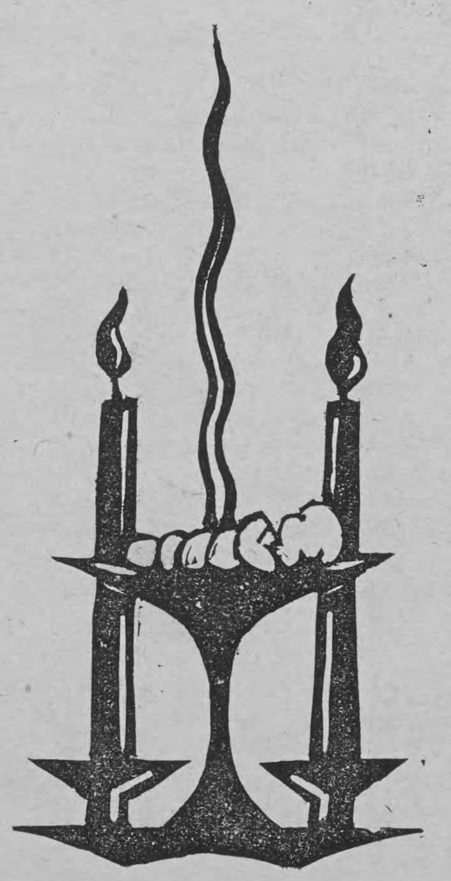
Die Mühlenmutter stiess einen gellenden Schrei aus und liess die Schüssel mit dem Hühnerfutter fallen. "Maria zu lieben, der Herr Pastor . . . !"

Niemals hätte sie sich getraut, den Priester Anton Zweig auch nur anzurühren. Aber diesen alten Mann, der vor Kälte zitterte und dem der Kittel wie ein nasser Sack anklebte, musste sie an die Hand nehmen und in die warme Stube führen.

"Jesus, Maria, gewiss sind die Gendarmen hinter euch," rief sie, sprang hin, verriegelte die Haustür und rief ihrem Manne, dass er seine Sonntagskleider bringe. Nach einer Weile sass Herr Oehmchen wohlig getrocknet hinterm Ofen, rauchte sein Pfeifchen und trank den Tee, in dem die Müllerin ihm einen guten Schluck Kornbranntwein hineingeschüttet h a t t e. Und dann wollte er wahrhaftig wieder weiter. Aber da rief die Mühlenmutter ihren Mann zu Hilfe, und der grosse, gewaltige Adam Wiltz kam herein, stellte sich vor die Türe und sagte: "Wir lassen euch nie und nimmer heraus."

Gewiss, Herr Oehmchen fühlte auch, dass sein altes Gebein noch nicht recht wollte. Aber die arme Bertrand-Mutter!

"Da ist nichts zu machen," sagte der Müller. "Und denkt doch, sicher sind die Gendarmen noch im Dorfe!"



Da ergab Herr Oehmchen sich. Aber am andern Morgen stand er in der grauen Frühe marschbereit. Adam Wiltz, der daran war, die Mehlsäcke auf den Wagen zu laden und fortzufahren, musste ihm einen alten Knechtkittel geben und ihn noch ordentlich mit Mehl bestäuben. Dann setzte er sich auf den Wagen und fuhr als alter Müllerknecht mit.

Es wäre nun alles gut gewesen, wenn nicht der Gendarm Denis an diesem Morgen den Einfall gehabt hätte, den alten Priester zu fangen. Am Tage zuvor hatte er herausgekriegt, dass im Bertrandhause eine schwerkranke Frau lag. Ah, da musste man aufpassen! Da stellte der Bürger Anton Zweig sich sicher ein.

Herr Oehmchen mochte vielleicht eine halbe Stunde im Dorfe sein, da kam auch der Gendarm. Er band sein Pferd am Eingang des Ortes fest und ging spornstreichs dem Bertrandhause zu. So rasch kam er, dass selbst Lambertchen Marnach, der die ganze Zeit über Wache gehalten hatte, überrascht wurde. Nur einen Augenblick war er weggelaufen, um sich ein Butterbrot zu holen. Und als er zurückkam, sah er eben noch, wie der dicke Denis im Bertrandhause verschwand.

Dem Lambertchen blieb der Bissen im Halse stecken. Das, das war ihm denn doch noch nicht vorgekommen. Aber im n ä c h s t e n Augenblick schon wandte er sich und schoss wie ein Blitz nach Hause. Wenn einer hier helfen konnte, war es nur noch die Grossmutter. Und: "Grossmutter, der Denis ist ins Bertrandhaus gegangen. Er wird Herr Oehmchen fangen," stürzte er daheim in die Stube. "Helft, helft!"

Die Marnach — Grossmutter, eisgrau, aber aufrecht und voll grimmigen Mutes, griff nach einem ordentlichen Besenstiel, schrie ihrer Magd: "Marei,

komm mit!" und dann hinaus von Haus zu Haus. "Du, Lies, du, Bärbel, Madlen, Gritt, Sus, heraus! Der Pfarrer sitzt im Bertrandhause, und der Gendarm will ihn fangen. Können wir das zugeben, dass ein Priester Gottes gefangen wird? Voran, nicht gesäumt! Die Hanfschwinge geholt, den Spinnrokken! Du, Ann, die Heugabel! Sie sollen merken, was es heisst, wenn die Frauen kommen."

Im Handumdrehen waren alle bereit. Und es war gewiss ein seltsamer Trupp, der durchs Dorf zog. Der Gendarm Denis machte Augen wie Tassen, als er mit dem gefesselten, alten Priester aus dem Bertrandhause kam. Was wollten die Weiber denn? Das sah ja ganz gefährlich aus. Und plötzlich stand die grimmige Marnach - Grossmutter vor ihm und hielt ihm die Arme fest. Und hinter ihm, neben ihm hängte es sich an ihn und zog und zerrte und liess nicht los und beschwerte ihn wie mit Bleigewichten. Wie in einem dichten Klumpen Bienen steckte er, und wie er auch fluchte und sie abzuschütteln suchte, er steckte fest. einfach fest. Und da stand zum Ueberfluss noch eine Gruppe, die schwang ihre Besenstiele und Spinnrocken wie Schwerter, und alle miteinander riefen: "Den Herrn Pastor wollen wir freihaben. Den rührt nur nicht an!"

Und natürlich hatten sie ihm schon die Fesseln gelöst, und Herr Oehmchen schritt selig lächelnd die Dorfstrasse hinab, frei und ungehindert. Der dicke Gendarm tobte, fluchte Himmel und Hölle zusammen. Es nützte nichts, er war in stärkeren als eisernen Ketten. Was konnte er denn gegen diese Weiber machen!

Es war also nichts mit dem Fang für diesen Morgen. Langsam liess Denis sein Pferd dem Walde zutraben, der, wie er wusste, des Pfarrers Schlupfwinkel barg. Diese wilden Oeslingwälder waren zwar wie Fallen mit tausend Löchern. Aber man konnte nicht wissen....

Denis ritt und ritt durch den Wald. Nichts war zu hören als das Rauschen des Regens und der Schneeflocken im dürren Gelaub. Plötzlich kam Unruhe über ihn. Wie unheimlich es doch hier war! Allerorts gab es Aufstände im Oesling. Nun, wenn ihm hier ein paar von diesen Bauernempörer begegneten, dann wusste er, was ihm blühte. Er gab seinem Pferde die Sporen und galoppierte durch die Waldstille. Aber auf einmal stolperte das Tier über eine Baumwurzel, und der Reiter flog gegen einen Baum. Mit gebrochenem Bein blieb er liegen. Das Pferd war weiter gerast. Er hörte nichts mehr von ihm. Furchtbar stand die kalte Einsamkeit des Waldes um ihn. Eine halbe Stunde mochte er so gelegen haben, da machte er einen Versuch, sich weiterzuschaffen. Aber eine solche Qual peinigte ihn dabei, dass er vor Schmerz brüllte.

Herr Oehmchen war indessen in Zickzackwegen durch den Wald geflüchtet, seinem Schlupfwinkel zu. Und je länger er durch die Wildnis irrte, um so schwerer wurde ihm das Herz. "Es ist bald Weihnachten," dachte er. "Ach, für mich kommt kein froher Christtag mehr. Ewig gehetzt und verfolgt." Da hörte er plötzlich ein lautes Stöhnen. "Was ist das?" dachte er und blieb stehen. "Sollte da ein Mensch in Not sein?"

Er ging in der Richtung weiter, woher das Stöhnen gekommen war. Und als er die Zweige eines Tannengebüsches auseinanderbog, prallte er zurück. Denn dort lag sein grimmigster Feind vor ihm und konnte nicht von der Stelle. Einen Augenblick stand Herr Oehmchen fassungslos. Eine Stimme in ihm frohlockte: "Den hat es endlich erwischt." Aber dann schob sich ein mildes Antlitz vor ihn. Und eine andere Stimme sagte: "Liebet eure Feinde!"

Und schon kniete der alte Mann neben dem Verunglückten. "Was ist euch geschehen? Ich will euch helfen." Es klang warm und brüderlich. Aber der Gendarm gab keine Antwort, biss in ohnmächtigem Schmerz die Zähne zusammen. Wie sollte der Alte dort ihm helfen? Er, der jahrelang von ihm gehetzt und verfolgt worden war. Trieb wohl nur Spott?

Aber Herr Oehmchen trieb keinen Spott. "Das Bein scheint gebrochen," sagte er mitleidig. Er erhob sich, brach einen Arm voll Tannenreisig und schob es

WEIHNACHTEN

Auf dem Berge da geht ein Wind,
Da wiegt die Maria ihr Kind,
Mit ihrer scholohengelweissen Hand,
Sie braucht auch dazu kein Wiegenband.
Auf dem Berge da geht ein Wind,
Da wiegt die Maria ihr Kind.
'Ach Joseph, liebster Joseph mein,
Ach hilf mir doch wiegen mein Kindelein,"
Auf dem Berge da weht ein Wind,
Da wiegt die Maria ihr Kind.
"Wie kann ich dir denn dein Kindlein wiegen?
Ich kann ja kaum selber die Fingerlein biegen."
Auf dem Berge da geht ein Wind,
Da wiegt die Maria ihr Kind.

—Schlesisches Lied.

unter das verletzte Bein, um es gerade zu lagern. Denis unterdrückte nur mit Mühe ein Stöhnen.

"Welche Schmerzen ihr doch habt! Wartet!" Herr Oehmchen griff in die Tasche und zog ein Fläschchen Branntwein heraus, das die Bertrandsleute ihm im letzten Augenblick beigesteckt hatten. Er hielt es dem Gendarm an die Lippen: "Trinkt, es wird euch gut tun." Denis wollte nicht. Aber Herr Oehmchen schüttete ihm den Feuertrank ein, und da musste er schlucken. Und es tat ihm wirklich gut, das merkte man.

"Aber was nun?" sagte der Priester. "Hier könnt ihr nicht liegen bleiben. Und allein kann ich euch nicht fortschaffen. Ich muss sehen, wie ich euren Leuten Nachricht zukommen lasse."

"Er geht und kommt nicht mehr zurück," dachte der Gendarm.

"Nur habe ich Angst, was in der Zwischenzeit mit euch geschehen könnte. Ihr wisst, Freunde habt ihr unter den Oeslingsleuten nicht." Er zog seinen schäbigen Rock aus und warf ihn über den Gendarm. Dann ging er wieder hin, brach Tannenreisig und streute es über den Verletzten. "So, damit nicht jeder euch von weitem sieht. Aber ihr merkt ja, wenn es Freunde sind. Und nun lasse ich euch allein und hole Hilfe."

Herr Oehmchen stapfte tapfer voran. "Hätte ich jetzt das Lambertchen hier," dachte er. "Der Junge wäre der beste Bote, den ich nach Arzfeld zu den Leuten des Gendarmen hinschicken könnte." Unverhofft ging sein Wunsch in Erfüllung; denn der Schlingel Lambert hatte sich auf die Beine gemacht und war dem Gendarmen in guter Entfernung gefolgt. Er musste nämlich wissen, ob er den Herrn Oehmchen am Ende nicht doch noch finden werde. Er tat so als sammle er Holz. Hier ein Reis, dort ein Reis. Kein Gendarm hätte Verdacht schöpfen können.

Welch ein Gesicht machte der Junge, als er Herrn Oehmchens Auftrag vernahm! Man konnte ihm deutlich anmerken, dass er



dachte: "Aha, der Gendarm! Endlich! O, das ist mal gut. Und in diesem Falle habe ich ja Zeit." Aber Herr Oehmchen sah ihn ernst an, so, als hätte er alles in ihm gelesen. Und er sagte: "Wir sind Christen, Lambertchen." Hm, da blieb einem ja nichts anders übrig, als zu tun, was Herr Oehmchen wollte. Da war wirklich keine Schlingelei zu machen. Und der Junge sauste fort.

Der Priester kehrte zu Denis zurück. "Eure Leute werden bald kommen," tröstete er ihn. "Es tut mir leid, dass Ihr solche Schmerzen habt."

Der Gendarm lag in glühender Verlegenheit. "Ich sein Eure Feind," stiess er schliesslich hervor. "Warum helfen Ihr mir?"

"Weil der Herr Jesus mein Meister ist," sagte Herr Oehmchen. Und wusste selbst nicht, warum die Tränen ihm in die Augen schossen. Und dann auf einmal war es ihm, als ob sein Herz, das ihm wie ein Eisklumpen in der Brust gelegen hatte, zu tauen beginne. Rasch und selig, dass die Herzflut aufrauschte in einer wunderbaren Freude: "Christus ist geboren. Es ist Weihnachten."

Er kniete da, streichelte Denis die Hände und sprach ihm Worte der Ermutigung zu. Bis er in der Ferne die Leute von Arzfeld kommen hörte. Da verschwand er im Walde.

Immer noch war die grosse, die wunderbare Freude in ihm. War der Wald noch kahl? Ach was, dies war der schönste Weihnachtswald! Hinter jedem Busch winkten Wunder. Christus war geboren. Geboren im Herzen Herrn Oehmchens. In seiner Kraft hatte er dem geholfen, der sein Feind war. Konnte er jetzt noch im Walde bleiben? Er wanderte zurück zum Dorfe, spürte nichts von Schnee und Kälte. In einer Scheune sammelte er seine Pfarrkinder und predigte, nein, jubelte ihnen zu, dass Christus geboren, dass Weihnachten war. Mittendrein fiel ihm ein, dass noch Advent war. Ach, was schadet das! Christus war ja doch geboren. Es war Weihnachten in seiner Seele. Und aus dem Herzen des armen, alten Priesters rauschte eine so überreiche Freude in die Herzen all derer, die dort in der Scheune versammelt waren, dass sie zutiefst begriffen, was Weihnachten war, und dass sie sich reich und glücklich vorkamen in all ihrer Bedrängnis.



Das geringere Uebel

Von JOS. SCHNEIDER O.M.I.

Zum Fest der hl. Familie (im Januar)

Das Fest der hl. Familie ladet uns ein zur christlichen Gestaltung unsres Familienlebens. Unser Heim soll sein wie ein warmes Nest, in dem sich alle wohlfühlen. Die Erreichung dieses Ideals verlangt natürlich stetiges Planen und freudiges Zusammenarbeiten aller Familienmitglieder. Dazu gehört gar oft die Wahl des kleineren Uebels.

Es handelt sich da z.B. um Kaffeeflecken im Tischtuch oder Aschenabfälle auf dem Boden. Vielleicht auch um herumfliegende Streichhölzer. Es handelt sich um eine ganze Reihe von Fehlern und Eigenheiten, wie sie in jedem Haus an der Tagesordnung sind. Sie können einem manchmal schwer auf die Nerven gehn und die Geduld oft bitter auf die Probe stellen.

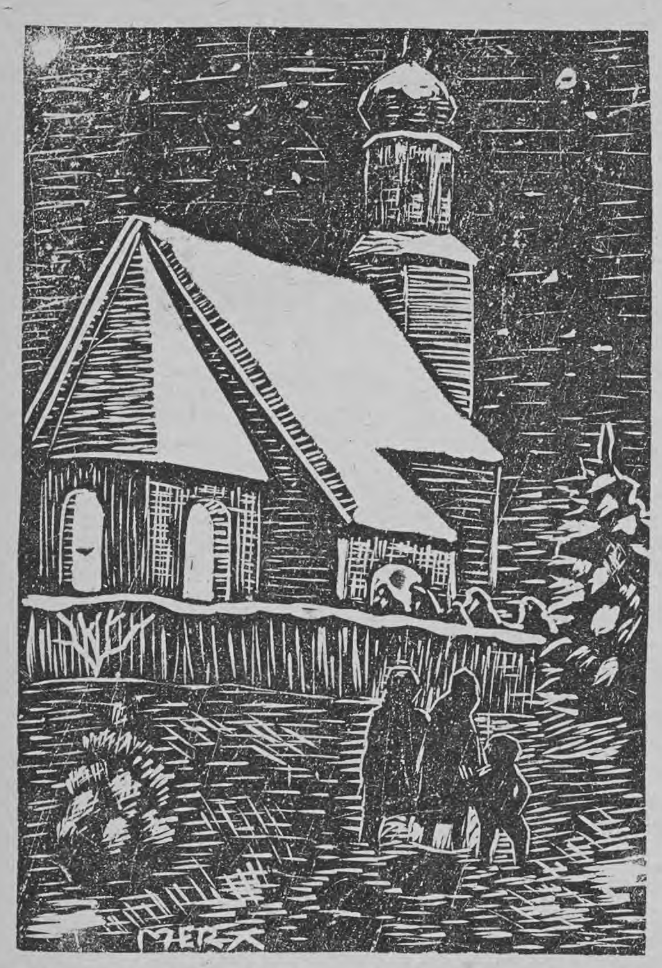
Was soll man da tun? Sie verbessern? Man kann es versuchen! Wenn es hilft, gut und schön! Wenn es aber n i c h t hilft — ? Soll man da drauf schlagen? Zwang und Gewalt anwenden? Unnachsichtig necken und spotten? Mit dem Kopf durch die Wand rennen? Ultimatums stellen? Unzufriedenheit schaffen? Den häuslichen Frieden untergraben? Langsame Entfremdung der Herzen anbahnen, die einmal in völliger Trennung oder Ehescheidung endet? Das wäre viel zu weit gegangen.

Du siehst, worum es sich handelt. Es handelt sich um eine bange Wahl. Um die Wahl von zwei Uebeln, das eine gross und das andere gering. Was wird jeder vernünftige Mensch in solchem Falle wählen? Offenbar das kleinere Uebel. Ja, es gibt nicht nur Kompromisse in der grossen Politik, es muss ihrer geben im häuslichen Leben!

So wird die kluge Hausfrau in unserm Fall die Kaffeeflecken wählen oder die Zigarettenasche auf dem Boden. Viel lieber diese Unannehmlichkeit als durch grausame Unnachgiebigkeit und Schimpferei die Ehe zertrümmern. Was verschlägt's, ob das Tischtuch blendend weiss ist oder nicht! Lieber die leidende und duldende Liebe üben als brodelnde Unzufriedenheit schaffen mit ständiger seelischer Hochspannung und gelegentlichen Zornausbrüchen auf beiden Seiten. Hier steht ja keins der grossen Sittlichkeitsprobleme in Frage, wo es heisst lieber den Tod wählen als Gott ins Antlitz schlagen. Es handelt sich um die Ertragung menschlicher Armseligkeiten, die sich nun einmal nicht von der Erde verbannen lassen.

Ist es nicht D o g m a, dass der Mensch die geringsten Fehler nicht vermeiden kann? Sie finden sich selbst im Leben der grossen Diener Gottes. Sie sahen und beweinten sie; sie ganz ausmerzen konnten sie n i c h t. Nur zwei unsres Geschlechtes sind ganz frei vom geringsten Sündenstaub gewesen: der Gottmensch und Seine heiligste Mutter. Sie durch ein ganz besonderes Himmelsprivileg (Vorzug) Er als zweite göttliche Person von **Natur.**

Deshalb nimm dir vor, die sogenannten Familientugenden zu üben. Freundlichkeit, Verträglichkeit, Frohsinn, absichtliches Ueberschauen von Fehlern, die das Gesamtwohl nicht berühren; Höflichkeit, Hilfsbereitschaft, unerschöpfliche Fröhlichkeit. Man nennt sie die kleinen oder häuslichen Tugenden. Klein sind sie und doch so wichtig! Wichtig wie die kleinen pins und Schräubchen in der Uhr; sie halten das ganze Räderwerk zusammen. Sie überwinden auch den blinden Fanatismus. Die Unverträglichkeit. Sie geben jedem wohltuende Ellbogenfreiheit für gewisse Unvermeidlichkeiten. Sie machen der unüberwindlichen Schwäche unsrer Natur gerne Zugeständnisse, in echter Gegenseitigkeit: die Frau dem Mann und der Mann der Frau; die Kinder den Eltern und die Eltern den Kindern; die



Dienstboten den Herrn und die Herrn den Dienern. Und das nennt man eine konstruktive Politik. Eine Handlungsweise, die aufbaut und erbaut. Sie baut die Liebe und den Frieden. Sie schützt den Ehebund und rettet die Familienfreundschaft. Sie verschönert Haus und Hof. Sie löst die täglich aufsteigenden Probleme. So wie es der hl. Paulus will in der Festepistel. Er schreibt an seine Christen in der Stadt Colossa in Kleinasien: "Brüder, ziehet an (wie ein Gewand) die Gesinnungen des Mitleids, der Güte, Demut, Bescheidenheit und Geduld. Ertraget einander und vergebt euch eure Fehler. Vor allem übet die Liebe, die die Seele des inneren Lebens ist. Lasst Christi Friede jubeln in euren Herzen. Vergesset die Dankbarkeit nicht. Lasst Christi Wort und Weisheit reichlich in euch wohnen. Belehret und ermutigt einander in Psalmen und geistlichen Liedern, und singt Gott Lob in euren Herzen. Alles aber, was ihr schafft, tut im Namen Jesu Christi . . ."

Ist das nicht ein wunderbares Rezept? Geschrieben vor 1900 Jahren, bleibt es ewig jung und von unendlich praktischem Wert. Dort wo es angewandt wird, verwandelt es das Heim in ein wahres Paradies. Und das sollten all unsre Familien sein.

Ich habe alte Leute gekannt. Er lag blind und lahm auf seinem Liegestuhl. Sie war eine altersschwache Frau. Welche Last, für ihren Mann zu sorgen! Aber sie verstand und erfüllte ihre Aufgabe königlich. Kniete sich immer wieder hin und stopfte ihm die lange Pfeife. Und kniete wieder hin und zündete sie an. Und das ungezählte mal am Tag. Und so ging es mit zahllosen Liebesdiensten ohne Unterbrechung. Sie wurde ihrer niemals müde. — Er starb. Und sie weinte ihm nach. Meinte in rührender Einfalt, sie hätte ihm noch gerne 30 Jahre so gedient.

Stille Freude

Die lauten Freuden sind nicht immer die besten. Die stille Freude des guten Gewissens, die stille Freude, die jedem kommt, der in Treue seinem Gott gedient, das ist wohl die einzige Freude, die wirklich glücklich macht.

Unsere guten Klosterbrüder geniessen sie. Hier sehen wir einige unserer Brüder nach schwerer Tagesarbeit im Dienste Gottes in ihrem Erholungssaal.

Wolltest du nicht auch etwas von den stillen Freuden des Gottesarbeiters haben?

Werde Klosterbruder.

Schreibe an:
The Very Rev. Father Provincial,
2026 Winnipeg Street,
Regina, Sask.





Sepperls denkwuerdige Heilige Nacht

Von

AGNES

HARTMANN

—:—

O Tannenbaum, o Tannenbaum, wie grün sind deine Blätter...! Wundervoll schmelzend pfeift's der Sepperl durch den Hausflur. Und dabei malt er mit glühendem Gesichtlein und glänzenden Augen den herrlichsten Tannenbaum auf die schöne braune Hausflurtäfelung. Zaubert mit seinen Farbstiftchen rotbackige Aepfel und goldgelbe Sternlein und Nüsse hinein und obenauf malt er ein Christbaumengelchen mit goldenem Gewand, rotgezackten Flügeln, runden rosigen Bäckchen und einem hellblonden Krausköpfchen. Grad so, wie es sich der Sepperl für seinen Weihnachtsbaum wünscht.

Und weil die Hausmeisterin Kathi Scheibelhuber von ihrer Souterrain - Wohnung aus das ganze Haus schön durchwärmte, und es so den Sepperl nicht fror, frönte er mit höchster Hingabe seiner Künstlerleidenschaft. Bis ihn auf einmal die Frau Kathi in nicht sehr zarter Weise aus seinem hingebungsvollen Künstlertraum aufstört.

"Du Lausbua," sagt sie, "ja gibt's denn des a! Schmiert mir der Patzer mei' abg'wasch'ne und frisch eing'lass'ne Holzwand voll, und dabei is morg'n schon der Heilige Abend. — Ja, wie werd mir denn da?!"

Das Haarschwanzerl der Hausmeisterin wackelt bedenklich, und bedrohlich hebt sich ihr Arm. Indes, als sie näher kommt, um ihren Zorn dem Sepperl auch noch handgreiflich zu beweisen, bleibt sie überrascht stehen. Selbst ihr einfacher Kathi-Verstand begreift, dass das, was der Sepperl da an die "frisch g'wasch'ne" Holzwand hingemalt hat, nicht die Spielerei irgend eines kleinen Buben, sondern eine ganz bedeutende Leistung ist. Man könnt' wahrhaftig meinen, man brauche die Aepfelchen und Nüsse nur so herunterzupflücken. Und erst der Engel! So was Schön's und so-o-o echt! Heissporning, wie Frau Kathi nun einmal ist, dreht sie den Stiel um: "Dass d' mir fei' des net wegwischt, des sag i dir! Du Lauser bist doch a Tausendsassa!"

Die Augen des Buben strahlen: erstens, weil er einer ihm schon zugedachten Ohrfeige ausgekommen war, und zweitens, weil sein Tannenbaum an der Holzwand stehen bleiben soll. Sein ganzes Vertrauen schenkt er der Frau. "Wissen's, Frau Hausmeisterin, i dät ja so gern a Maler werd'n. Aber, i glaub, des werd nia nix, weil wir kei' Geld hab'n — — zum Studieren, mein i."

"No, no," meint Frau Scheibelhuber, "dei' Mutter als Haushälterin vom einschichtigen Herrn Professor Niebauer wird doch a bisserl was für dich z'rückleg'n können!"

"O na," sagt altklug der Sepperl, "wir hab'n ja noch Schulden vom Vater seiner langen Krankheit her, und die müssen wir jetz abzahl'n. — Mei' armer Vater, wann halt der no' leb'n dät!"

Merkwürdig, der Scheibelhuberin war bis dahin noch nie aufgefallen, was der Kleine für ein liebes Gesichterl hat. So sagt sie plötzlich entschlossen: "Weisst was, dir könnt' doch eigentlich euer Herr Professor und Maler und Doktor und, weiss Gott, was er noch all's is, das Malen lernen und dazua ganz umsonst! — Wart nur,



wann er heut auf d' Nacht hoamkommt, werd ich ihm dei' g'malt's Tannabäumerl zeig'n und mit ihm red'n!"

Sepperl wird rot und blass. Das, was er sich schon so oft heimlich gewünscht und nie für möglich gehalten hat, rückt ihm die Frau Kathi nun so nahe. Er verehrt den Professor inbrünstig, aber nur ganz heimlich, denn der Herr Dr. Niebauer ist ein so sonderbar finsterer Mensch. Und deshalb bekommt es der Bub jetzt auch mit der Angst zu tun. "Lieber net, Frau Scheibelhuber," meint er —, "ich fürcht, er ärgert sich recht, er is alleweil so g'schpassig. — — Aber, i glaub, er is krank!" entschuldigt er seine Herrschaft.

"Ja was, krank werd er sein; z' guat geht's eahm; z' vui hab'n tut er. Und spinna tut er. Aber glaub'n tut er halt nix, der Tommerl, der damisch, — an kein Himmel und kein Herrgott und kein Fegfeuer und kein Teifi! Der — —"

Sepperl ist bis in sein unschuldiges Herzlein hinein erschrocken. Das ist so schlimm, dass er es gar nicht fassen kann. Drum sagt er plötzlich: "Jetzt muss ich aber zur Mutter nauf. Grüss Gott, Frau Scheibelhuber, und gelt's Gott!"

Und schon springen die neunjährigen Bubenbeinchen die Treppe hinauf. Auch Frau Scheibelhuber geht wieder zurück in ihre Wohnung und brummt: "Dem werd i's scho' beibringen, dem alten Grantlhauer! Für was wär denn überhaupts unsereiner da!"

Wie der Sepperl zu seiner Mutter kommt, legt er zärtlich seinen Arm um ihren Hals und sagt stolz: "Du, Muttl, musst amal nunterschau'n in den Hausgang; du, ich hab' an Christbaum hing'malt, an feinen, an d' Wand! — — Na, na, net erschrecken, — d' Frau Scheibelhuber hat selber g'sagt, i darf ihn net wegwisch'n, weil er so schön is. Und nacha — Muttl, na hat's g'sagt, sie tät mit unserm Herrn Professor red'n, dass er mir 's Malen lernt!"

Die Mutter ist entsetzt. "Um Gotteswillen, Sepperl, das darf net sein. Du weisst doch, dass er niemanden um sich haben will und schon gleich gar net so einen quecksilbrigen Buben, wie du einer bist. Schau, ich bin ja so froh, dass du überhaupt bei mir sein darfst!"

"I? — I g'hör doch zu dir!" sagt verdutzt der Sepperl.

Zärtlich schaut ihn die Mutter an. "Freilich g'hörst zu mir, Bub. Aber weisst, wie ich mich um die Stelle beim Herrn Professor umg'schaut hab und ihm dann g'sagt hab, dass ich halt meinen Sepperl, das Einzige, was ich hab auf der Welt, bei mir behalten möcht, da wollt er schon 'nein' sagen. Auf einmal hat er mich ganz aufmerksam ang'schaut und hat 'ja' g'sagt. Nur hab ich ihm versprechen müssen, dass es absolut ruhig sein wird um ihn. — Er ist halt ein ganz Einsamer!"

"Was is er?" fragt verständnislos der Sepperl. Und da fällt ihm das andere ein. "Du, Mutter, is des wahr, das der Herr Professor net amal an lieben Gott glaubt und überhaupt an gar nix?"

"So, woher weisst denn des?"

"Von der Frau Scheibelhuber!"

Das wär gerad net nötig gewesen, denkt sich die Mutter. Und laut sagt sie: "Musst recht fest beten für ihn, Sepperl. Der Herr Professor ist ein so armer,

armer Mensch. Eine Frau hat er g'habt, eine ganze liebe, feine, und einen Buben, grad so in dei'm Alter: — und die zwei hat er verlor'n — in einer Nacht — an ei'm Unglück, Da ist's ganz finster word'n in ihm, und an den lieben Gott hat er nimmer glauben können. Drum, Sepperl, tu fest beten, dass doch wieder a bisserl lichter wird in ihm,"

Das will der Sepperl wohl tun; sein Herzerl ist übervoll von Mitleid.

"Dann kommt a morg'n abend das Christkinderl net zu ihm," sagt er beklommen.

"Kaum," sagt die Mutter. "Er hat ja auch niemanden, der's ihm schickt. Siehst, ich tät ihm so gern ein kleines Bäumerl nüberstellen, aber ich trau mich net!"

"Ich trauet mich schon," sagt der Sepperl, denn sein Mitleid ist grösser als seine Scheu, "i tät ihm gern was schenken, aber i hab ja nix!"

Der, den so liebe, gute Gedanken umkreisen, kommt erst am späten Abend heim. O, die Hausmeisterin kennt ihre Leut' und ihre Gepflogenheiten; sie weiss, wann sie fortgehen und wann sie heimkommen. So hat sie noch schnell ein zweites Licht im Hausgang anzünden können, auf dass dem Professor das gemalte Bäumchen gleich in die Augen fallen soll. Der sieht aber — wie gewöhnlich — n i c h t s. Frau Scheibelhuber räuspert, pflanzt sich in ihrer ganzen Breithüftigkeit vor dem Doktor Niebauer auf, deutet auf Sepperls Malerei und sagt: "Schau'ns amal des an, Herr Professor! Was sag'ns jetzt dader?"

Der Professor streift mit seinen "einwendigen" Augen flüchtig das Bäumchen, nickt ein wenig lächelnd und verlegen, — und, weil er sich nicht denken kann, was die Hausmeisterin so auf einmal von ihm will, sagt er das Unglaublichste, was er eigentlich sagen kann, — er fragt höflich: "So, Sie haben sich jetzt auf das Malen verlegt?" — —

Wenn Frau Kathi hätte jetzt so reden dürfen, wie es ihr ums Herz war, hätte das ungefähr so gelautet: "Mein lieber Herr Professor, san denn Sie net dümmer? I bin doch a Hausmeisterin und koa Malerin! Mit meine Mords - Trümmer - Händ' könnt' i doch so was gar net mach'n! Da siehgt ma's wieder, — wia hintersinnig als Sie san!" Bis aber Frau Scheibelhuber dies alles sich gedacht hat, ist Dr. Niebauer schon an der Treppe. Da kommt Leben in die Frau. "Herr Professor," schreit sie, und dann versucht sie, schriftdeutsch mit ihm zu reden. "Herr Professor, des ist doch net a so, als wie Sie meinen. Diesen selbigen Tannenbaum da, den hat der Sepp; der wo der Bub ist von Ihrer Haushälterin, gemalen!"

Nun kehrt der Professor wirklich nochmal um; besieht sich das Bäumchen von rechts und von links und von vorne und sagt dann: "Das hat der kleine Knirps gemacht? Das ist allerhand!"

"Net wahr, Herr Professor, des hab ich auch g'sagt. Für so was hab ich einen Blick, verstehngens? Und darum habe ich mir g'sagt: Scheibelhuberin, hab ich g'sagt, des zeigst dem Herrn Professor, der wo des aus dem ff versteht. Und dann hab ich mir denkt, wie denn des wär, wann der Herr Professor dem kleinen Sepperl, der wo ein solchenes Talent hat, Malerstunden geben tät, aber ganz umeinsonst, — weil doch der Bub nix hat, hab i mir denkt. Und hab i vielleicht net recht?"

Mutvoll, ja unwiderstehlich nimmt sich die stattliche Frau Scheibelhuber vor dem überfallenen Professor aus.

Der allzeit ernste Dr. Niebauer muss nun doch lachen. Die Art, wie er auf einmal zu einem Schüler kommen soll, belustigt ihn. So grüsst er viel freundlicher als sonst und sagt noch: "Ich werde mir die Sache überlegen, Frau Scheibelhuber. Schönen Dank!"

Die Hausmeisterin ist befriedigt. Ja, i wann halt net wär! Mit d i e s e r Selbsterkenntnis sperrt sie die Haustüre zu, löscht das zweite Licht wieder aus und vertrollt sich, für heute zum letztenmal, in ihre Gemächer.

Professor Niebauer hat auch wirklich die Absicht, über die Malunterrichts - Angelegenheit nachzudenken und sich den Kleinen einmal kommen zu lassen. Es ist etwas Erstaunliches, was der Bub da unten im Hausflur geleistet hat. Aber auf dem Professorenschreibtisch liegen ein paar Kunstzeitschriften mit einigen sehr anziehenden Aufsätzen über "Moderne Kunst und Kunstbolschewismus" und so weiter — und, es dauert nicht lang, so ist er so vertieft darin, dass er sein Abendessen zum grossen Teil und den Sepperl ganz vergisst.

Der aber vergisst nicht den Herrn Professor. Der Bub liegt mit einem ganz heissen Mitleid im Betterl und denkt angestrengt darüber nach, wie er seinem heimlich verehrten Professor das Christkindlein bringen könne. Er möcht ihm so furchtbar gern etwas schenken, und in Gedanken geht er seine eigenen kleinen Schätze der Reihe nach durch:

Einen Laubfrosch hat er, wunderschön grün, — aber: den mag der Herr Professor wahrscheinlich gar nicht, —

mehrere ganz prachtvolle Heiligenbildchen besitzt er, — aber: der Herr Professor glaubt nicht einmal an den lieben Gott, dann wohl noch weniger an seine Heiligen, —

allerlei Farbstiftchen hätt' er — dem Sepperl klopft das Herzlein vor Schrecken bei dem Gedanken, dass er dies Kleinod weggeben müsse, sagt sich aber dann gleich mit Recht und zur eigenen Beruhigung: Was tät denn der Herr Professor mit seinen kleinen Stiftchen, wo er doch die grossartigsten und

schönsten und teuersten Farben selber hat, —

einige schön gesprenkelte Kieselsteine und entzückend buntgestreifte Glasschusser hätt' er noch — aber: die sind ja viel zu gering für einen so vornehmen und gescheiten Herrn Professor, —

— — — und also, der Sepperl hat nichts, rein gar nichts zum Verschenken. Aber er möcht's doch so gern, und der Bub ist schon so klug und weiss, dass ein Geschenk weit schöner und grösser ist, wenn einem das Hergeben recht schwer wird. Hm — am End' tät sich dann das Christkind so darüber freuen, dass er wirklich zu dem armen Doktor Niebauer käm' — — o, der Sepperl ist kühn in seinen Gedanken, Wünschen und Folgerungen. So sagt also der Bub am Schluss seines Abendgebetes ganz zutraulich zum lieben Gott: "Wenn du mir jetzt was schenken tät'st, was recht schön wär und was ich recht gern hätt' und was aber dem Herrn Professor auch rechte Freud machen tät — —, lieber Gott, ich tät's ihm geben, so wahr, als ich der Sepperl bin. Amen!"

Wer so ein braves Herzerl hat und ein solch gutes Gewissen, der kann wohl ruhig schlafen, und darum schläft der Sepperl auch bald fest und ruhig ein.

Heiliger Abend! Du wunderreicher Tag voll Kinderwonne und selig-froher Erwartung! Voll stiller Heimlichkeit und Geschäftigkeit! Voll Tannenduft und Mandel-, Zimt- und Zibebengerüchen!

Der Professor ist unruhiger und gedrückter als sonst. Die Erinnerungen an seine liebe, feine Frau, die ihn gerade zur Weihnachtszeit mit so viel heimlicher, schaffender Liebe umhegte, — an seinen kleinen Buben, der sich am Heiligen Abend an der Christkindls-Zimmertür das Näschen platt drückte, um durch's Schlüsselloch gucken und ein Goldflimmerchen erhaschen oder gar das Christkind selbst bei der Arbeit sehen zu können, — — diese Erinnerungen schmerzen tief. Und er gräbt sich mehr denn je in seine vier Mauern und in sich selber ein. —

Der Sepperl aber ist überall. Draussen im dicht beschneiten Vorgarten, droben am eisblumengeschmückten Fenster, drinnen in der fein duftenden Weihnachtsküche und wieder drunten im Hausflur bei seinem Tannenbäumchen. Er hat gar so viel Freude daran, und er wäre auch so neugierig, aber er hat nicht den Mut, bei der Frau Scheibelhuber zu läuten und anzufragen, ob denn der Herr Professor sein Werk schon gesehen, und was er gesagt hätte. Und gerade heute lässt sie sich nicht blicken. Glaub's wohl, die Hausmeisterin bäckt mit knallroten Backen und viel Lärm einen ihrer eigenen Gestalt angemessenen umfangreichen Weihnachtsstollen mit unglaublich viel Weinbeerln und Mandeln; da hat sie keine Zeit, viel im Hausflur zu stehen oder an einen kleinen Buben zu denken, der so brennend gern Maler werden möchte.

Der Sepperl ist überall und nirgends. Eine selige Unruhe treibt ihn, und das Warten auf das Christkinderl lässt sein Herzlein noch lustiger klopfen als sonst. — Was es ihm wohl bringen wird? Er hat sich eine Krippe gewünscht, — nur eine ganz kleine — — und nur ganz heimlich — — —

Sepperl, hörst du das feine Läuten aus des Christkindleins Zimmer?

Mit ein paar Sätzen ist der Bub an der Tür und geht dann doch fast scheu über die Schwelle; bleibt wie gebannt stehen vor dem Weihnachtsbaum. Die Lichtlein blinken und knistern in den harzduftenden Zweigen, rotgesichtige Aepfel lachen, und goldene Nüsse funkeln, und droben an der Spitze schwebt ein rotzackiger Rauschgoldengel — grad so, nein, noch viel schöner, als ihn der Sepperl drunten auf die Holzwand malte.

Die Mutter stimmt leise das alte und doch immer neue Lied an: "Stille Nacht, heilige Nacht!" Der Bub singt mit, voll Begeisterung und Ehrfurcht, doch plötzlich jauchzt er, dass die Mutter erschrocken inne hält, und dann steht der Sepperl dort vor seinem Gabentisch mit glänzenden, seligen Augen, denn wahrhaftig, da ist ein Kripplein für ihn, wunderlieb und klein.

Der Bub jubelt: "Muttl, schau nur des herzige Jesukinderl, des goldige Köpferl — und d' Mutter Gottes, schau nur, was für'n feinen, himmelblauen Mantel wie's hat und den schönen Schleier und des liebe G'schau — und guck nur grad, der heilige Joseph mit'm braunen Kittel und den schönen, langen Bart — und — und — da hinten hat er sein Strohlager auf-g'richt — ui und a Säg' is auch da und a Leiter — — und des süsse Engerl da oben auf'm Dach — ja und erst die Schaferl: eins, zwei, drei, viere — und, du Mutter, was is'n des? — Was, a Ziehbrunnen — ui — is des fein — —!"

Sepperl jauchzt, jubelt, singt, und auf einmal küsst er seine Mutter und schämt sich wieder, weil er doch schon ein so grosser Bub ist; aber irgendwie hat er seinem freudigen, übervollen Herzlein Luft machen müssen.

Die Mutter schaut froh auf ihren Buben, er ist so lieb in seiner Freude. Dann mahnt sie ihn: "Nun Sepperl, hast ja noch gar net alles ang'schaut!"

Beinahe hätt' der Bub darauf vergessen — er sieht nichts als sein Kripperl. Aber dann freut er sich auch über den weichen, warmen, moosgrünen Schlips und die Mütze und die Fausthandschuhe: die könne er gerade gut brauchen zum Rodeln! — und über die Glanzpapierschachtel mit den schönen, bunten Pastellkreiden: das wär schon was ganz Feines! — und über den grossen Teller voll von Zimtsternen und Butterplätzchen, Datteln, Feigen und Nüssen und Kletzenbrot. Sepperl zweifelt

beinahe, ob dies alles Wirklichkeit sei.

Mit einem Mal verschwindet er und kommt dann stolz und glücklich wieder zurück mit einem kleinen, entzückenden Kirchlein in den Händchen, das er, der Laubsägler und Künstler, geschnitzt und gesägt und gekleistert hat. Ein spitzes Türmchen hat es, und die Giebelfenster sind mit roten Glasscheiben ausgefüllt. Sepperl stellt ein kleines, brennendes Nachtlichtchen ins Kirchlein hinein, und nun strahlt es aus den Fenstern heraus, rot und warm; man könnt' meinen, drinnen würde schon die Christmette gefeiert.

"Mutter, des hab ich selber g'macht, — für dich!" Weisst, wie ich immer beim Herrn Lenrer drüben war, der hat mir g'holfen."

"Du, mein lieber Bub!" Die Augen von Mutter und Kind tauchen tief ineinander. "Mein grad, dein Vater schaut mich an!" sagt die Mutter leise. Sie will aber nicht mit wehmütigen Erinnerungen die jauchzende Freude ihres Kleinen trüben, und so zeigt sie ihm schnell eine kleine Ledermappe mit Geld. "Schau, des hat uns der Herr Professor g'schenkt zum Christkinderl. Ich bin so froh, jetzt kann ich wieder ein Teil Schulden zurückzahlen, — die drükken mich so viel!"

Der Herr Professor! Nun fällt doch ein kleiner Schatten auf Sepperls helle Freude. Der arme, arme Mann! Wahrscheinlich sitzt er jetzt in seinem Studierzimmer und denkt darüber nach, wie's früher schön war. — Und in dem Augenblick muss die Mutter fragen: "Sepperl, was ist dir denn das aller-allerliebste von allem, was dir 's Christkinderl 'bracht hat?"

"Das Kripperl," sagt schnell der Sepperl, da stockt ihm aber auch schon der Herzschlag vor Schrecken. Wie hat er gebetet in der letzten Nacht?" — Lieber Gott, wenn du mir was schenken tät'st, was recht schön

Tiroler Weihnachtslied

Es hat sich halt eröffnet
Das Himmlische Tor,
Da kugeln die Engel
Ganz haufenweis hervor.
Die Buabelen, die Madelen,
Die machen Purzigagerlen,
Bald aufi, bald abi,
Bald hin und bald her.
Bald überschie, bald unterschie,
Das freut sie so umsomehr—
Alleluja.

Da san mer halt ganga, i und du a,
Straks hin halt nach Bethlehem,
Juchheissa, hopsassa
Geh, Hiasl, nimm dei Wamperle,
Und du dei klein Lamperle,
Und Seppl, du a Goald und Steffl
du an Huhn,
Und i nimm mei klans Packerle,
Renn a damit davun.

Geh, Hiasl wir wollen
die Gescheiteren sein,
Wir beten's Kindl an
in dem Ochsenkrippelein.
Liab's Kindl, was wüllst haben?
Wüllst eppa unsre Gaben?
Wüllst Aepfel oder Nissen?
Wüllst Birnen oder Kas'
Wüllst Datteln oder Feigen?
'S ist des söllisch Gefrass.

wär, und was ich recht gern hätt' — — —, i tät's dem Herrn Professor geben!"

"Nein, des kann i net!" sagt er laut. Der Gedanke, sich von dem wunderlieben Kripperl zu trennen, schmerzt ihn so, dass er blass wird und alles Freuen aus dem Gesichtlein schwindet.

Die Mutter ist voll Sorge. "Kind, was hast denn auf einmal? Wirst mir doch net krank werd'n!" Der Bub schlingt die Arme um seine Mutter und sagt leise und stockend: "Ich muss — dem Herrn Professor mein Kripperl schenken."

"Ja, Bub, träumst denn?"

"Nein, Muttl, i träum net. Aber dem lieben Gott hab ich heut' Nacht versprochen, dass ich dem Herrn Professor was schenken tät, was ich selber recht gern hätt — damit er vielleicht dann wieder ans Christkinderl glaubt und nimmer so traurig is. — Siehst es, jetzt hab ich halt am liebsten des Kripperl und drum muss ich's ihm geben." Sepperl schluckt mühsam. "Schau, Muttl, ich hab ja noch so viel — mein Mützerl und den Schlips und die Farbenstifterl und den schönen Christbaum —, und er hat gar nix! Schau, ich bin doch so lustig und froh!", und dabei rinnen dem Büblein die dicksten Tränen über die Wangen. Aber er ist ein kleiner Held und was er versprochen, das tut er auch. So schluckt er sein Weh tapfer hinunter und fragt: "Ist er daheim?"

Die Mutter hat das hellste Mitleiden mit ihrem Kind, doch sie will ihn nicht hindern, dies rührend schöne Werk der Nächstenliebe auszuführen. Sie ist so froh und dankbar, dass ihr Kind ein so gutes Herzlein hat. Und der arme Mann drüben kann ein wenig Freude brauchen; von dem Kleinen wird er's schon annehmen. Sie macht ihren Sepperl darauf aufmerksam, dass der Professor vor nicht langer Zeit weggegangen sei, und dass er, der Sepperl, inzwischen wohl der Bote vom Christkind sein könne.

So tragen sie beide, der Bub mit Herzklopfen und die Mutter voll Erbarmnis mit ihrem Kind, aber doch voll heimlichen Stolzes, die Krippe hinüber in des Doktors Studierstube. Sepperl muss der Reihe nach nochmals jede Krippenfigur in die Hand nehmen, muss das Jesulein lieb haben und die Jungfrau Maria ehrfürchtig betrachten und den Bart des heiligen Joseph streicheln und mit den Schaferln ein wenig spielen. Und wie er Abschied nimmt von der heiligen Familie und den Schäflein, hört er draussen die Türe gehen; schnell zündet er das Stall-Laternchen an und huscht hinaus. Sein Herz klopft ihm bis zum Hals herauf.

Der Professor hat seinen gewohnten Abendrundgang durch

die Stadt machen wollen. Der Schnee knirschte und sang unter seinen Füssen, die Luft war seltsam klar, und am dunklen Samthimmel flimmerten viel tausend Sternchen. Wie aber aus immer mehr Fenstern auch die Christbaumkerzen strahlen und die Menschen singen von der "Stillen, Heiligen Nacht," da leidet es ihn nicht mehr auf der Strasse, er macht kehrt. Für ihn gibt es keine Weihnachten mehr. In düstere Gedanken versunken, geht er heim, öffnet hastig, damit ihn ja niemand sehe, die Türe zu seinem Studierzimmer — da blinkt ihm ein kleines Licht entgegen. Und durch eine Vorhangspalte blinzelt auch noch der Mond herein, und so im Monden- und Laternchenschein sieht er ein Kripplein liegen. Der einsame Mann starrt und starrt auf dies kleine Weihnachtswunder. Die rührende Einfachheit und geheimnisvolle Traulichkeit, die von der Krippe zu ihm hinüberweht, packt ihn. Der weihnächtliche Zauber spinnt ihn ein, und er wehrt sich nicht. Er denkt nicht einmal daran, wie und von wem ihm dies Wunderliche geschehen. Er rückt sich einen Stuhl heran, stützt den Kopf in die Hand und schaut unverwandt mit brennenden Augen auf den kleinen, armseligen Stall mit dem Laternenlicht und auf das Gottkindlein und seine heiligen Eltern.

Ist es nun die Erinnerung an seine Kindheit, in der zu dem Beglückendsten die Weihnachtskrippe gehörte — ist es die Tatsache, dass ein Mensch an ihn gedacht und in einer ganz einsamen und dunklen Stunde zu ihm als Christkind gekommen ist — er weiss es nicht. Ihm ist, als ob ein weiches, warmes Kinderhändchen ihn berühre und all die Bitternis und Starrheit seines Herzens löse und das Gedenken an seine Frau und sein Bübchen, sonst bis an den Rand gefüllt mit Trostlosigkeit, jetzt mit stiller Wehmut erfülle. Ein Sehnen überkommt ihn nach Ruhe, Wärme, Liebe — seine brennenden Augen feuchten sich — — —

In dies Friedenswunder hinein, das sich an dem einsamen Manne vollzieht, klingt mit einem Male Sepperls helle Knabenstimme: "Es kam die gnadenvolle Nacht . . . !"

Der Sepperl hat erst mit Herzklopfen ein halbes Stündchen an der Türe gehorcht und gewartet und dann, als sich nichts, aber auch gar nichts rührte, gedacht, der Herr Professor hätte das Kripperl sicher nicht bemerkt, hat daraufhin seine Enttäuschung schon tapfer überwunden, sich zum Christbaum gesetzt, der von Tannennadeln, Lebkuchen und Wachskerzen duftet, und ein Weihnachtslied gesungen.

Der Professor, durch das Singen aus seiner Versunkenheit aufgewacht, dreht das Licht an und klingelt Sepperls Mutter. Er will sie fragen, wer ihm dies liebe Weihnachtsgeschenk zugedacht hat. Und als sie kommt und er hinter ihr, draussen im Gang, den Sepperl stehen sieht mit einem so verlegenen und doch glücklichen Lächeln im runden Kindergesicht, da weiss er, dass der Kleine der Geber war. Er ruft ihn zu sich:

"Joseferl, ,ist dies liebe Kripplein von dir?"

"Ja," sagt der Bub.

"Dass du gerade mir es geschenkt hast?!"

Sepperl fühlt in seinem feinen Kindersinn, dass irgend etwas heller geworden ist in "seinem" Professor und sagt ganz treuherzig: "Auf dass Sie wieder ans Christkinderl glauben sollen!"

Diese Antwort trifft den Mann mehr, als der Bub ahnt. Ein Weilchen ist es still zwischen den beiden. Plötzlich fragt Doktor Niebauer: "Hast du das ganz allein aus dir heraus getan?"

Sepperl nickt lebhaft. "Jawohl, Herr Professor, ich hab's doch dem lieben Gott versprochen —," er hält inne mit einem brennroten Köpfchen und will nicht weitersprechen.

Aber der Professor bringt doch Wörtlein um Wörtlein aus dem Buben heraus. Hört zu seinem Staunen, dass der Kleine irgendwo und irgendwie von seiner grossen Not erfahren und dem Herrgott das Anerbieten gemacht habe, er wolle ihm, dem Professor, etwas sehr Schönes schenken, wenn er, der Bub, selber etwas so Schönes bekommen sollte. Und da hätte nun das Christkind dem Sepperl die Krippe gebracht und — — "Und da hast du dein schönstes Weihnachtsgeschenk mir gegeben?"

"Ja," sagt einfach der Bub, "aber nicht bloss zum Anschauen, schon ganz auf echt!"

Wieder ist dem Professor, als fühle er das warme, weiche Kinderhändchen. Er nimmt Sepperls Gesicht in beide Hände, schaut bis auf den Grund der klaren, unschuldigen Kinderaugen und sagt nur das kleine Wörtlein: "Du!" Aber er sagt es so, dass dem Sepperl das Herz hüpft vor Liebe und Freude.

*

In dieser Heiligen Nacht sind drei beisammen: der Professor, der aus seiner Einsamkeit wieder langsam den Weg zu den Menschen findet, Sepperls Mutter in ihrer stillen, fraulichen Art, voll Freude darüber, dass sie den einsamen Mann nun ein wenig bemuttern darf, voll ungeheuren Stolz auf ihren Buben, und der Sepperl, der bald ganz daheim ist, aber nicht nur in des Professors Studierstube, sondern auch in seinem Herzen.

Und das Schönste dieser denkwürdigen Heiligen Nacht: Sepperl darf Maler werden!



Christgang

Von P. Paul Humpert, O.M.I.

Es war am Vorabend von Weihnachten so gegen sieben Uhr, da trippelte das liebe Christkind durch die Strassen von Köln.

"Leibhaftig?"

"Ja, wie denn anders?"

"Aber —"

Nun, wenn du's mir nicht glauben willst, so frage den Grosskaufmann Peter Jürgens vom Hohenzollernring — die Hausnummer weiss ich allerdings nicht mehr genau —, der hat es gesehen und mit ihm gesprochen.

Er hatte zu Hause, wie er das alle Jahre getan, die Christbescherung auf das sorgfältigste hergerichtet. Auf den Tischen lagen die herrlichen Geschenke für Frau und Kinder. Der Sekt stand schon in den Eiskühlern, und alles andere, was notwendig war, die Feier schön und eindrucksvoll zu gestalten, war auf das Beste angeordnet.

Und dennoch — als Kaufmann Jürgens das alles noch einmal mit prüfendem Blicke überschaute — fühlte er: es fehlt noch etwas. Was, wusste er eigentlich selber nicht. Es sann und sann, ging im Zimmer auf und ab und auf, aber er konnte es nicht finden.

"Ach," denkt er endlich, "ich weiss es, die Stimmung fehlt, die echte Weihnachtsstimmung. Am besten ist, ich mache noch einen kleinen Gang durch die Stadt, das bringt einen immer in Schwung, in Begeisterung. Man sieht die festlich frohen Menschen. Durch die hellen Fenstern schimmern schon die ersten brennenden Weihnachtsbäume. Man hört die leise gedämpften Weihnachtslieder. Das ist's, das fehlt mir."

Schnell hatte er sich in seinen kostbaren Pelzmantel geworfen und im nächsten Augenblick stand er auch schon auf der Strasse.

Gerade will er, aus der Komödienstrasse kommend, auf den Domplatz einbiegen, da läuft wahrhaftig das Christkind über den Weg.

Erst hatte er es gar nicht bemerkt, denn das Christkind war in einen dicken Wintermantel eingehüllt, sodass man seine himmlische Herrlichkeit nicht sehen konnte. Aber der Domwind, d i e s e r ehrfurchtslose Bursche, sauste wieder einmal zu einem seiner tollen Bubenstreiche über den Domplatz und riss dem Christkind den untersten Knopf vom Mantel ab, sodass ein Zipfel davon auf die Seite flog und ein Schimmer seines weihnachtlichen Glanzes über die Strasse fiel.

Das hatte Kaufmann Jürgens gesehen und dachte bei sich:

"Ei, da habe ich ja, was ich suche."

Er lief dem kleinen Christkind nach und rief: "He, pst!"

Aber das Christkind hatte schnelle Beinchen und war wie der Wind weg. Kaufmann Jürgens hätte es wahrscheinlich gar nicht eingeholt, denn das Laufen war seine beste Tüchtigkeit nicht, das liess er meist durch seinen Laufjungen besorgen. Aber das Christkind musste selber einen Augenblick halt machen, weil der Verkehrspolizist seinen weisslackierten Arm in die Höhe hob und damit den Verkehr für einen Augenblick anhielt.

So gelang es dem Kaufmann Jürgens, an das kleine Christkind heranzukommen. Gerade wollte er sich in aller Form vorstellen, da wurde der Verkehr wieder freigegeben, und schon war das Christkind wieder mit seinen schnellen Beinchen auf dem Weg und strebte über den Bahnhofsplatz weg der Unterführung zu, die in die Domstrasse führt.

"Ich muss es doch sprechen," denkt Kaufmann Jürgens und macht einige verwegene Sätze, die ihm ein paar Tropfen edlen Schweisses kosten.

"He, Kleines, he, pst, he, hörst du denn nicht?"

"Hab' keine Zeit," warf das Christkind im Weiterrennen das Köpfchen rückwärts.

"Du bist doch das Christkind?"

"Ja, gewiss. Hab' aber noch viel zu tun. Wenn du was von mir willst, musst du schon mit

mir gehen, dann können wir ja im Weitergehen deine Angelegenheit besprechen."

Damit hatte das Christkind auch schon die Hand des Kaufmanns erfasst und zog ihn mit unwiderstehlichem Drange durch die Bahnhofsunterführung in die Domstrasse hinein.

Dem Kaufmann Jürgens war bei dem tapferen Ausschreiten der Atem etwas zu kurz geraten, denn er war eine viel gemächlichere Gangart gewohnt. Als er sich einigermassen an den Schritt des himmlischen Kindes gewohnt und den erforderlichen Atem wiedergefunden hatte, fragte er:

"Wo willst du denn eigentlich hin?"

"Da sind wir schon," sagte das Christkind und bog in die Strasse "Unter Krahnenbäumen" ein.

"O Herr," dachte Kaufmann Jürgens, "was mag das geben?"

Er hatte schon so allerlei von dieser Gegend gehört, selber war er aber noch nicht da gewesen. Und was er so gehört hatte, war seiner Seele, der er eine feine "Kultur" gegeben, nicht bekömmlich gewesen.

Und jetzt, wo sie in die Strasse eingebogen waren, stiessen ihm die wenig bekömmlichen Gefühle wieder auf und fanden durch bittere Tatsachen ihre Bestätigung.

Sein Näschen machte ihn zuerst darauf aufmerksam. Es suchte nach Höhenluft, denn hier roch es ein wenig nach armen Leuten. Am liebsten wäre er gleich wieder umgegangen, aber das Christkind hielt ihn mit seiner kleinen Hand merkwürdig fest an sich.

Sie kamen an Häuser vorbei, die durch Alter, Gicht und Gliederreissen ihre ursprüngliche Schönheit verloren hatten, die sich nur noch mit Mühe in Reih und Glied hielten, und wäre die städtische Baupolizei nicht gewesen, vor der sie eine gewaltige Achtung hatten, sie hätten sich schon längst etwas auf die Seite gelegt.

"Da sind wir," sagte das Christkind und blieb vor einem Hause stehen, in dessen Türe die Glasscheibe vor lauter Not zu Pappdeckel geworden war.

Kaum waren sie im dunklen Hausgang eingetreten, da hörten sie ein fürchterlich drohendes Stimmengewirr aus dem ersten Zimmer herausdröhnen. Die Tür flog auf.

"Achtung!" rief das Christkind, und schon sauste ein rüstiger Handbesen dem ehrenwerten Kaufmann Jürgens an den Kopf, dass sein neuer Samthut, Marke Habig-Wien, in die Ecke flog, mitten in ein Nest mit jungen Katzen hinein, bei denen gerade eine Bescherung mit Mäusen und amerikanischem Speck stattgefunden hatte.

Eine kreischende Frauenstimme jammerte aus dem Zimmer heraus:

"Nä, aber so was! Wenn ich das gewusst hätte, mein Leben nicht hätte ich dich geheiratet."

Gleich war das Christkind im Zimmer und warf den Streitenden einen kleinen Schimmer seines himmlischen Lichtes in die Seele. Da sagte der Mann:

"Es ist doch Weihnachtsabend heute."

"Ja — und da wirfst du mir noch den Besen an den Kopf," jammerte die Frau.

"Nä," dachte Kaufmann Jürgens, "den Besen habe ich erwischt," und suchte seinen Hut aus den Krallen der jungen Katzen zu retten, die sich schon königlich über das neue Weihnachtssofa gefreut hatten.

"An Weihnachten sollten wir uns doch vertragen," sagte der Mann.

"Ja, nun denn — gut. Aber — —" Die Frau beabsichtigte, noch eine längere Aussprache zu halten, um die Lage rednerisch voll auszunutzen, aber das Christkind drängte:

"Komm weiter. Die Sache wird nun von selber gut."

Es zog den Kaufmann Jürgens eine steile Treppe hinauf, die in allen Fugen krachte, als ob sie damit ihre Verwunderung darüber hätte bekunden wollen, dass es in dieser Zeit noch so schwere Menschen gäbe.

Bumms! da stiess sich Kaufmann Jürgens den Kopf an einen Querbalken, der seinen Metern 1.83 nicht aus dem Wege gehen wollte. So etwas kam auf seiner Diele zu Hause nicht vor.

Noch war er daran, seine etwas in Verwirrung geratenen Gefühle neu zu ordnen, als das Christkind wieder eine Tür geöffnet hatte.

Da sassen in einem kleinen, armseligen Kämmerchen zwei alte Leutchen am Tisch. Darauf lagen nur einige grüne Tannenreiser, die an Weihnachten erinnerten. An Gaben war nichts anderes zu sehen als ein ganz gewöhnlicher Weck.

Der alte Mann nahm den Weck in die Hand und sagte:

"Und das soll nun Weihnachten sein!"

Eine notvolle Stille entstand zwischen den beiden alten Leuten. Sie gedachten vergangener Tage, wo sie es besser gehabt, wo sie es zu Weihnachten sogar bis zu einer regelrechten pommerschen Gans gebracht hatten.

Schon wollte ihre Not zur Verzweiflung werden, da berührte das Christkind ihre zerfurchten Stirnen mit seiner segnenden Hand, und nun meinte die Frau:

"Ach ja, früher war es doch schöner, — aber — es ist doch noch ein Glück für uns, dass wir noch zusammen sind und miteinander Weihnachten feiern können."

"Hast recht," sagte darauf der Alte und nahm sein treues Weib herzhaft in den Arm. "Das Christkind hat's auch nicht besser gehabt."

"Das stimmt," lächelte das Christkind zu seinem Begleiter, "die sind nun ohne grosse Gaben zufrieden. Ich muss noch eben in Nummer 93 einspringen."

Wie der Wind waren sie

draussen und als sie so die Strasse hinuntergingen, schritt ein Bote von der Gepäckpost vor ihnen her.

"Dem muss ich etwas schnellere Beine machen," meinte das Christkind und streifte mit seinem Mantel die Stiefel des Postboten. Da fing er auf einmal dermassen an zu laufen, als wollte er sich einen Preis holen in der Müngersdorfer Kampfbahn.

"Warum tust du das?" fragte Kaufmann Jürgens.

"Wirst gleich sehen. Komm nur erst mit hier hinein. Aber gibt acht, stoss nicht an die Tür, sonst fällt sie auseinander."

Ganz leise und vorsichtig öffnete es die Tür in Nummer 93.

"Wir müssen in das Hinterhaus."

Und richtig, sie kamen über einen Hof, auf dem allerlei Gerümpel zu Haufen lag, zwischen allerlei gewesenen Dingen vorbei in das Hinterhaus.

Da lag in einer Dachkammer, in welcher der Schnee durch die Pfannen rieselte, ein altes Mütterchen am Sterben. Auf dem Bettrande sass ein abgemagertes Menschenkind, die Tochter, und sagte voll Verzweiflung:

"Mutter, wir haben nichts mehr zu essen. Und es ist doch Weihnachten."

Da öffnete die Sterbende den zitternden Mund und flüsterte:

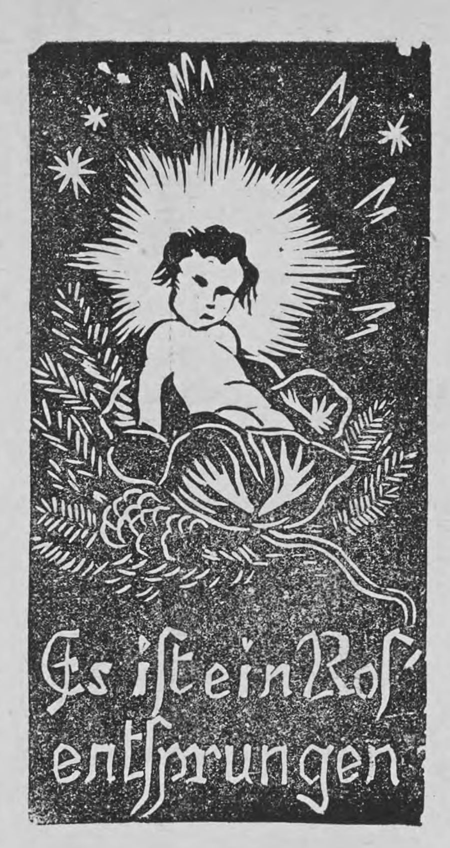
"Weihnachten — wenn mich das Christkind doch holen würde — !"

"Dazu bin ich gekommen," sagte das Christkind leise und drückte dem alten Mütterchen sanft die müden Augen zu.

"Die feiert am allerschönsten Weihnachten."

Und wirklich sah Kaufmann Jürgens, wie ein ganz unsagbar lichter Glanz über das bleiche Antlitz glitt, ein Widerschein überirdischen Glückes.

Schon war das Christkind wieder draussen und stand mit Kaufmann Jürgens an einer anderen Tür. Es öffnete. Da sass an einem zerbrechlichen Tische



ein armes Mädchen, hatte den Kopf in die Hände gestützt und weinte, wie nur Einsame weinen können.

"Wenn doch nur einer an mich dächte! Aber alle haben sie mich vergessen. Kein Brief, kein Paket."

Wie das Mädchen so weinte, hüpfte das Christkind schnell hinaus.

"Muss doch mal eben sehen, ob denn der Postbote noch nicht da ist. Hab ihm doch die Stiefel gesegnet."

Es beugte sich über das Treppengeländer und horchte in das Treppenhaus hinein. Da rief von unten eine Stimme:

"Katharina Schlummerkopf— wohnt hier ein Fräulein Katharina Schlummerkopf?"

Da gingen auf den Fluren alle Türen auf, und arme bleiche Gesichter von Gross und Klein schauten heraus.

"Habt 'r was Gutes? — 'n Christkindchen? — Können mer auch gebrauchen. Her damit! Wollen's solange verwahren."

Aber der Postbote lächelte und brachte sein Paket getreu zu dem einsamen Mädchen.

Nun wurde es dem Kaufmann Jürgens denn doch ein wenig zu arg. Er musste nach Hause und hatte noch immer seine Angelegenheit mit dem Christkind nicht besprochen.

"Hör mal, Christkind," fasste er sich den Mut zu sagen, "hast du denn keine Zeit für mich?"

"Eigentlich nicht, denn ich habe noch viel bei den armen Leuten zu tun. Aber —" und da lächelte das Christkind wie ein kleiner Schelm.

"Was aber?"

"Wenn du mir einen Teil der Arbeit abnimmst."

"Wie das?"

"Sag erst ja."

"Gut, ich sage ja."

"Was willst du denn eigentlich?"

"Du müsstest doch auch zu mir kommen. Ich habe alles für das Weihnachtsfest eingerichtet, aber —"

"Es fehlt dir noch die Hauptsache. Ich weiss es."

Grosskaufmann Jürgens war nicht wenig erstaunt.

"Ich will dir schon helfen," fuhr das Christkind fort, "aber wie gesagt —"

"Ja, ich will alles tun, wie du willst."

"Dann können wir gleich zu dir nach Hause gehen."

Kaufmann Jürgens pfiff ein Auto herbei, und im Nu waren sie in seiner prachtvollen Wohnung am Hohenzollernring.

"So," befahl das Christkind jetzt, "nun werden schnell ein Dutzend Pakete gemacht."

Alles, was Arme und Beine hatte im Hause, musste mithelfen, und es dauerte auch nicht lange, da standen die Pakete fertig da.

"Jetzt will ich schnell meinen Laufjungen holen, damit er die Pakete sofort besorgen kann."

"Pst!" machte das Christkind, genau wie Herr Kaufmann Jürgens es vor einer Stunde getan hatte. "Nicht dein Laufjunge,



du selbst musst die Pakete hinbringen."

"Wie — ich?"

"Jawohl, du."

"So etwas tut unsereins doch nie."

"Heute ist Weihnachten, da muss schon jeder etwas tun, was ihm ein kleines persönliches Opfer ist. Das hat deinem Fest gefehlt, die Liebe für andere, die Liebe aus persönlichem Werk."

Kaufmann Jürgens stutzte einen Augenblick, da aber die Feier des eigenen Festes drängte, musste er sich schnell entschliessen.

Er packte also die Pakete auf und schob von dannen. Das Christkindchen hatte sich inzwischen in die Sofaecke gesetzt, sah dem paketschweren Kaufmann Jürgens mit vergnügtem Schmunzeln nach, als wenn es hätte sagen wollen: "Den habe ich mal drangekriegt."

Als Kaufmann Jürgens nach geraumer Zeit zurückkam, war seine erste Frage:

"Wo ist das Christkindchen?"

Keiner wusste es, keiner hatte es überhaupt gesehn. Das war ihm doch ganz sonderbar. Er suchte im ganzen Hause, fand es aber nicht.

Als er aber nun seine Augen suchend umhergehen liess, sah er in der Sofaecke, wo das Christkind gesessen, einen Brief liegen. Unwillkürlich nahm er ihn zur Hand. "An das liebe Christkind," las er auf dem aufgerissenen Umschlag. Neugierig begann er zu lesen.

"Liebes Christkind! Ich heisse Peter Habermann. Und ich möchte gern P a t e r werden. Aber wir haben kein Geld. Ich habe nämlich noch neun Geschwister, und die wollen auch alle was werden. Das kann Vater aber nicht bezahlen. Weisst Du keinen reichen Mann, der ein gutes Herz hat und mir hilft?..."

Kaufmann Jürgens m e r k t e was. Aber noch ehe ihm alles zum Bewusstsein kam, fiel aus dem Brief ein Scheck heraus, ein Scheck aus seinem eigenen Scheckbuche. Was war denn das? Und fein säuberlich ausgefüllt war er auf den Namen des Peter Habermann und wahrhaftig — ja, es war so — mit seiner eigenen Handschrift unterschrieben.

"Das hat niemand anders als das Christkind getan," rief es in ihm. "Der kleine Schlingel," wollte er sagen, aber das verbot ihm doch die Ehrfurcht.

"Aber warte nur ein Schelmstreich ist den anderen wert."

Und er setzte sich hin und schrieb an den kleinen Peter Habermann:

"Lieber Peter! Ich habe meinen liebsten Sohn im Kriege verloren. Komm Du zu mir ins Haus und sei mein Kind. Und ich will Dir auch helfen, dass Du Pater wirst. Das Christkind hat es mir so aufgetragen."

Er zerriss den Scheck, damit das liebe Christkind nicht etwa wegen Urkundenfälschung belangt werden könnte und weil er sich sagte, dass der Scheck jetzt nicht mehr nötig sei. —

"Nun muss ich aber doch wissen, wo denn das Christkind eigentlich steckt."

Da fühlte er seine Seele in hellem Lichte stehen.

Er schaute in sich hinein, wahrhaftig, da sass das liebe himmlische Kind mitten in seinem Herzen, mit einem brennenden Lichtlein in der Hand, genau wie er es einmal auf dem Bilde eines deutschen Meisters gesehen, der es im Strahlenglanze durch einen finsteren Wald schreiten lässt, sodass alles ringsumher von seiner Helligkeit erleuchtet ist.

Und dann hat man im Hause des Kaufmanns J ü r g e n s ein Weihnachtsfest erlebt, so voll Licht und traulicher Schönheit, wie nie zuvor.

Bruder Anselms Heilige Nacht

Von Agnes P. Hartmann,



Benedicamus Domino!"

Bruder Anselmus Weckruf tönt heute anders als sonst, so herzlich und geheimnistuerisch. Wär's auch ein Wunder? — es ist ja Heilige Nacht!

"Benedicamus Domino!" Von Tür zu Tür geht er und klopft. "Deo gratias!" kommt es zurück, fröhlich und auch verschlafen. Der Gottesdienst um Mitternacht dauert lang: Mette, Pontifikalamt und Laudessingen. So haben die Kloster-Herren und -Brüder zuvor noch ein paar Stündchen geruht.

Nur einer nicht: Bruder Anselm. Sein Christkindl liess ihm keine Ruh. Er hatte eines bekommen gestern in einem Kripplein drinnen und die heiligen Eltern und Hirten und Engel dazu. Es war sein sehnlichster Weihnachtswunsch gewesen seit Jahren schon, und die Erfüllung liess ihn nun nicht schlafen. Er musste sein Kripplein doch aufbauen; da war die stille Zeit, wo das Kloster in tiefstem Frieden lag und keine tagsüber ewig klingelnde Pförtnerglocke mehr störte, ihm gerade recht.

Ganz allein war er in seiner wohlig-warmen Stube; bedeckte den Tisch mit einem grünen Tuch und schmückte die Rückwand mit harzigduftenden Tannenzweigen. Mit den Augen eines Kindes, die in Erwartung und Weihnachtsseligkeit glänzen, machte er sich ans Auspacken, löste Holzwolle und Papierhüllen und schon hatte er das Christkindlein selber in der Hand; wunderlieb war es, mit dem süssesten Gesichtlein der Welt und aus Holz geschnitzt. Die Aermchen breitete es aus, als wolle es den Bruder Anselm umarmen wie weiland den heiligen Antonius. Vor so viel lieblicher Holdseligkeit klopft dem alten Bruder das Herz. "O, du lieb's Herrgottle, a so a viel herzig's Kindl!" Kaum satt schauen kann er sich. Mit der Zartheit einer Mutter legt er es ins Kripplein hinein. Dann kommt der heilige Joseph, schaut mit treuer, sorglicher Vatermiene zum Kind herunter. Hirten zieht er aus der Holzwolle heraus; der eine hält ein Schäfchen unterm Arm, der andere eine Flöte am Mund, und der dritte fasst seinen Buben an der Hand und schaut in hellem Staunen zur Krippe hinüber. "So, und du g'hörst auf'n Mooshügel nauf," sagt Anselm zum Gloria-Engel mit den silbernen Flügeln. "damit du gleich deutlich hinweis'n kannst auf'n Stall!" Ochs und Esel kommen, ein Holzstoss, Hirtenfeuer und Ziehbrunnen. Dann eine Bäuerin mit weissen Täubchen im Korb. Anselm wird unruhig. "Ja, du liebe Muttergottes, wo bist denn? Solltest doch zu allererst bei deinem Kinderl sein?!" Da endlich findet er sie und lässt sie mit wahrer Ehrfurcht zur Krippe knien. Einen himmelblaufarbenen Mantel hat sie und langes Goldhaar und ein wunderliebliches Gesicht. So, nun noch ein Hündlein zur Wache stellen und oben versteckt im tannenen Hintergrund ein Licht anbringen, damit Bethlehem im traulichen Schimmer liegt; denn Gottvater hat sicher damals zu seines Sohnes Geburttnacht die allerfunkelndsten Sterne leuchten lassen.

Bruder Anselm zieht die Kniebank zur Krippe hin, lässt sich darauf nieder und schaut mit seligen Kinderaugen auf die weihnächtliche Herrlichkeit. Schaut auf das holdselige Kind und seine jungfräuliche Mutter und hätte beinahe vor Sinnen und Sichfreuen das Wecken vergessen. — —

Darum also tönt heute Bruder Anselms Ruf so geheimnistuerisch.

Nun wäre er selber gerne in die Kirche hinüber, um Christkindleins Geburt mitzufeiern, und es wollte ihm schon in die Seele hinein weh tun, dass er in seiner Pfortenstube bleiben und das Kloster bewachen musste. Jedoch mit seinen Gedanken wenigstens kann er drüben sein, während er bei seiner Krippe sitzt und Weihnachten feiert auf seine Art.

Bruder Anselm nimmt das Mettenbüchlein zur Hand, bekreuzt sich und liest: "Oeffne,

Herr, meinen Mund, deinen heiligen Namen zu preisen!" Mit aller Hingebung und Andacht liest er. Dann fängt er an, leise das Magnifikat zu singen. "Hocnpreiset meine Seele den Herrn, und mein Geist frohlocket in Gott, meinem Heilande! Denn er hat angesehen die Niedrigkeit seiner Magd!"

"O, du liebe Muttergottes!" unterbricht er seinen Hochgesang und schaut in kindlicher Ehrfurcht zur seligsten Jungfrau hinüber. Und vertieft sich wieder in sein allerschönstes Weihnachtsbuch. Einen glühroten Kopf hat Anselm vor Eifer. Jetzt kommen die herrlichen Psalmen, die wie Hirtenschalmeien klingen, dass man einfach nicht anders kann als mitsingen.

"Heute wollte des Himmels König von einer Jungfrau geboren werden, um so den Menschen, der verloren war, zum Himmelreich zurückzuführen!"

"O, mich auch, lieb's Christkinderl, mich auch!" bettelt inbrünstig der Anselm.

"Heilige und unbefleckte Jungfrau, mit welchem Lobpreis soll ich dich erheben? Ich weiss es nicht..."

"Ja, Bruder Anselm weiss das auch nicht. Flüstert nur in seiner grossen, ehrfürchtigen Lieb': "Weisst, Himmelmutter, feine, halt so dein allerniedrigstes Dienstknechterl wär' i gern. Und so von aller Weit'n acht geb'n möcht i auf dich und dein allerheiligstes Kind, dass euch niemand nix tut!" Kindlichfroh und verlangend streift sein Blick die Weihnachtskrippe. "O, du lieb's Jesukinderl und deine heilige Mutter! Alleweil bei euch sein können, — die ganze Ewigkeit lang — gar net zum Sag'n schön müsst des sein!"

"Ein Kind, ein Sohn ist heute uns geboren, sein Name heisst: Gott, starker Held. Alleluja!"

In des Bruders runzeligem Gesicht zuckt es. "Du lieber, allmächtiger Gott! Mein armer Klosterbruderverstand kann's ja gar net fass'n, wie unendlich gross deine Lieb' g'wes'n sein muss zur seligsten Jungfrau Maria, dass sie die Mutter hat werd'n dürf'n von dei'm göttlichen Kind. Freili — so brav, so demütig, so unschuldig wie sie is ja nie noch a Menschenskind g'wes'n auf dera Welt!"

"Auf seiner Schulter liegt Herrschaft..."

Da flutet eine ganze Welle hellsten Lichtes in das Pförtnerstübchen herein. Der Bruder ist erstaunt. "No, no, jetzt bin i mit mei'm Psalmbeten noch gar net fertig, und der Pater Odilo hat schon den Stammbaum g'sung'n, weil's gar so hell worn is!" Ja, ja, das ist jede Heilige Nacht so. Wenn dann Pater Odilo den Namen Jesus nennt, flammen hinter dem Hochaltar alle Lichter auf, dass die Apsis wie in Gold getaucht scheint und man meinen könnt', es sei schon so ein wenig das Paradies und ein Abglanz davon komme auch zu ihm herüber.

So, nun beginnt also das feierliche Pontifi:alamt. Anselm kann sich das so lebhaft vorstellen. Die Sakristeitür geht auf, und heraus kommt der hochwürdigste Herr Abt mit Mitra und Hirtenstab und einem grossen Gefolge in goldfunkelnden Gewändern. Der Kirchendiener zieht an der Sakristeiglocke, dass man befürchten muss, der Klingelzug reisse ab. (Das macht er immer so bei feierlichen Anlässen.) Und dann geht der ganze Konvent langsam zum Hochaltar hinauf. Die Orgel braust ihr flehentlichstes Kyrie eleyson, Christe eleyson. Und das Volk, das dichtgedrängt bis hinten an den Kirchentüren steht, schaut, horcht und wartet auf den wunderreichsten Augenblick, wo Jesus, das Gottkindlein von Bethlehem zu den Menschen kommt und wahrhaft gegenwärtig wird als heilige Hostie in der Hand des Priesters — — —

Bruder Anselm schüttelt auf einmal mitten in seinem Sinnen den grauen Kopf. "Könnt man doch net für möglich halt'n, dass es Leut geb'n sollt, die bei der Wandlung in der heiligen Nacht, wo's ei'm doch förmlich schauert in Seligkeit, weil's Christkinderl in der heiligen Hostie liegt, — die also da net niederknie'n und ans Herz klopf'n in Reu und Lieb': Jesus, dir leb ich! — — — Jesus, sei mir gnädig! — — — Und hätt's doch jeder Mensch so bitter nötig. Sollt' man meinen, so a unerhört grosses Wunder müsst' ihnen ans Herz greif'n: der liebe Heiland, der allmächtige, barmherzige Gott, kommt wirklich runter auf die sündhafte Welt! — — Mei' und wenn man erst bedenkt, dass des schon so schön is, um wieviel schöner muss des nacha erst im Himmel drob'n sein in all der Glorie!" Bruder Anselm seufzt in Sehnsucht: "O, lieber Gott, wann nur i a amal himmelfahr'n dürft!"

So seltsam feierlich ist ihm heut zumut. Er stützt den Kopf in die Hand und denkt an grosse und heilige Dinge. Aber das macht so einen Bruderkopf müde; die Augen werden ihm schwer, und er schämt sich. "Des wär ja noch schöner — jetzt — und schlafen!" Er steht etwas unwillig auf, geht ein paarmal hin und her und schaut dann zum Fenster hinaus; sieht das zuckrige, glitzernde Schneegeflocke draussen im Garten und den dunklen Samthimmel darüber und die Sternlein darauf in weihnächtlichem Geflimmer und Gefunkel. "Grad so, als ob Unsere Liebe Frau ihren Sternenmantel drüber g'hängt hätt'" denkt Bruder Anselm. Ein Weilchen noch bekuckt er die winterliche Herrlichkeit. "So, jetzt meinet ich, wär ich wieder wach g'nug!" Er will das Weihnachtsevangelium lesen, und das darf man nur mit wachen, offenen Sinnen tun. Erwartungsvoll, als lese er es zum ersten Mal, und kann es doch auswendig von vorne bis hinten, schlägt er das zweite Lukaskapitel auf.

"Wie a Kind freu' ich mich drauf, jedes Jahr wieder" lächelt er, "hat aber auch keiner so



herzig schön g'schrieben von der wunderbaren heiligen Nacht als wie der Lukas-Heilige. Is a kei' Wunder, wo ihm doch die Muttergottes selber den Text dazu eingeb'n hat, hm, da muss er ja einfach himmlisch werd'n!"

Und Anselm liest:

"Es geschah aber in denselben Tagen, dass ein Befehl ausging, von Cäsar Augustus, dass das ganze Reich beschrieben würde... Alle gingen hin... Es ging aber auch Joseph hinauf von Galiläa, aus der Stadt Nazareth, nach Judäa, in die Stadt Davids, auf dass er sich anzeigte mit seinem verlobten Weibe..."

"Wenn nur ich damals der heilige Joseph g'wesen wär," wünscht laut der Bruder Anselm und schlägt sich dann erschrocken auf den verwegenen Mund. "Na, na, des net, des wär ja schier glei' ein Frevel!"

"Es geschah aber, als sie daselbst waren, da wurden die Tage erfüllt, dass sie gebären sollte, und sie gebar ihren erstgebornen Sohn, wickelte ihn in Windeln und legte ihn in einer Krippe nieder, weil für sie kein Ort in der Herberge war..."

Anselm wird es ganz bang im kindlichen Bruderherzen. "Ach, du lieb's Jesukinderl, des druckt mi glei' so, als ob i selber dabei g'wesen wär bei denen Menschen, die wo so blind und hartherzig war'n. Meinet man doch, sie hätt'n des spür'n müss'n, dass was ganz B'sonders, was Heilig's, Gross', halt etwas vom lieben Gott hätt' Herberg nehmen woll'n. Na — na — na, gibt's denn so was a! — — Aber überhaupts," eifert der Anselm, "ob b'sonders und heilig oder net —, arm war'ns und ohne Obdach war'ns, und des allein hätt' g'langt, dass man ihna hilft. Solchene geizige Rab'nleut! — — Siehgst, Himmelmutter, dein Knechterl wann i g'wes'n wär, i wär denen schon kommen damals — i — — a na — Anselm,jetzt scham di' aber richtig vor'n heiligen Vater Joseph, dass'd gar so vorlaut und g'scheit bist," sagt der Bruder reumütig zu sich selber und glüht nebenbei vor Liebe und Begeisterung. — "Weisst, heiliger Vater Joseph, is bloss a dumm's G'red von mir, a einbilderisch. Derfst as net so g'nau nehmen!"

Und dann kommt Anselm ins Philosophieren. "Mei, w e n n ma's richtig nimmt, sind heutzutag die Leut a net anders, erst recht net. Wo's doch, wie g'sagt, net amal bei der heiligen Wandlung in der Weihnacht niederknien. Und dazu sind des net amal die Schlechter'n, sie geh'n wenigstens noch in d' Kirch'n. Aber an die andern wenn i denk, an die Kommunisten und Bolschewisten und Sowjetunionler und Freimaurer und o du grosser Gott — da g'freut mi ja glei' des ganze Weihnachtsevangelium nimmer..." Wieder erschrickt Bruder Anselm über sich und sein liebeglühendes Herz, das ihn unwillkürlich zu solch unsanften Reden hinreisst. Er küsst das h e i l i g e Buch. "Christkinderl, lieb's, sei mir net bös, aber schau, da kann i glei' so an heiligen Zorn krieg'n. Und dabei möcht i halt einfach bloss entzückt sein über dich und dass du auf'd Welt kommen bist."

"Es waren Hirten in derselben Gegend, die da hüteten und Nachtwache hielten über ihre Herden. Und siehe, der Engel Gottes umstrahlte sie, und sie fürchteten sich sehr. Der Engel aber sprach zu ihnen: Fürchtet euch nicht, denn sehet, ich verkündige euch eine grosse Freude, die allem Volke widerfahren wird: Denn heute ist euch der Heiland geboren, der da ist Christus, der Herr. Und dies sei euch ein Zeichen: Ihr werdet ein Kindlein finden, in Windeln eingewickelt und in einer Krippe liegen..."

"Aber ein Hirt wenigstens, wenn i g'wesen wär," denkt voll Verlangen der Anselm, "und wenn der Gloria-Engel dann zu mir kommen wär' und ich zum Stall hingangen wär' — himmlischer Vater, — vor dem Gottkinderl wenn ich knien hätt' dürf'n, w e n n ich i h m was schenk'n hätt' dürf'n, wenn ich a sonst nix g'habt hätt' als bloss mich und mei' arm's, dumm's einfältig's Klosterpförtner - Hirtenherz — und wenn i dann des heilig-liebe Jesuhanderl a wenig hätt' halten dürf'n — oh — oh — oh!"

Bruder Anselms Herz steht beinahe still in seligem Schreck. So unerhört Schönes denkt er. Das Gesicht vergräbt er in seine Hände und sinnt und sinnt,

und seine wunderdürstende Seele ist irgendwo im Himmel oder in Bethlehem.

Und da geschieht das Weihnachtswunder.

Hebt mit einem Mal das göttliche Kind in der Krippe sein goldenes Köpfchen weg vom Stroh, sieht Mutter und Vater und dann den Bruder Anselm an. Wie innig-lieb das Jesulein schauen kann! Dem Alten wird es taumelig vor Wonne. Und nun winkt es ihn gar noch näher heran mit seiner kleinen schneeigen Lilienhand und hat ein Lächeln dazu, wie süsser noch keines war in einem Kindergesicht. Bruder Anselm weiss nicht, was mehr funkelt und strahlt, ob die Sonnenlichtlein in den Heilandsaugen oder das goldene Lockengeringel darüber. Er möchte hin zum Jesulein, und doch rührt er sich nicht, möcht' ihm etwas sagen, etwas ganz Liebes, Feines, und doch bleiben seine Lippen stumm. Nur ins Knie sinken kann er und dem Christkind seine alten, zittrigen Hände entgegenhalten: "O du, — o du!"

O geheimnisvoll lebendige Weihnachtskrippe!

Die benedeite Jungfrau zieht ihr Kindlein an sich und drückt einen innigen Mutterkuss auf den göttlichen Rosenmund. Sankt Joseph sieht zu, stolz und froh und ein wenig verlegen. Er möcht' wohl auch so gerne sein Jesuskind herzen und getraut sich nicht: es ist gar so heilig und zart und fein! So streichelt nur leise und behutsam und wie zum Schutze seine Zimmermannshand über das Christkindhändlein hin. Aus allen Ecken und Winkeln der Pfortenstube kommen Englein gehuscht, tanzen und singen um die Krippe herum; eines hält sich gar am Schleier der Jungfrau Maria fest, neigt sich über das Jesulein und lacht ihm schelmisch in die Sonnenaugen hinein. Und wieder eines fliegt dem alten Hirten auf die Schulter, flüstert ihm leise ins Ohr und zeigt mit dem rosigen Fingerchen auf das wunderholde Gotteskind. Der Alte aber weint und lacht vor Freud' und alle andern auch. Sein kleiner Bub springt und tollt mit dem Lämmlein in seliger Lust. Tauben gurren um den Stall, und Brünnlein plätschern. Und der Hirte mit der Flöte am Mund spielt seine himmelgleichen Melodien wie Engelsingen und Glockenklingen in Bruder Anselm übervolles Herz hinein. Das hüpft und springt nur so in seiner Brust.



O, du gnadenreiche, Heilige Nacht! Beim allersüssesten, allerholdseligsten, allerschönsten Kinde ist er! Und nun hat er auf einmal auch seine Sprache wieder und fleht: "Lass mich bei dir, herzliebes Christkinderl, du!" Aber der liebe, kleine Gott schüttelt sein Lockengeringel, schaut ihn lieb und gut und zwingend an und sagt: "Noch nicht, Bruder Anselm, aber bald!"

Und hat schon einen Diener bestellt, der den armen, seligen Bruder Anselm von Bethlehem weg in die Pfortenstube zurückbringt. Auf einmal zupft ihn der junge Novizenbruder Wunibald und meint mit einem blassen Lächeln:

"Seid nicht bös, Bruder Anselm, dass ich Euern Heilige-Nacht-Schlummer stör'. Aber mir ist gar nicht gut, und mein Kopf brennt und hämmert zum Zerspringen. Ich dacht, Ihr habt sicher was für mich!"

Anselm starrt den jungen Klostermann wie vom Himmel gefallen an. Glaub's wohl! Ist ein schroffer Uebergang vom holdseligen Jesulein zum kopfwehkranken Wunibald. Da kommt dem Alten in den Sinn, das Christkind habe ihn wohl deshalb noch nicht brauchen können, weil er einem armen Bruder dienen soll. So muss sich der Wunibald in sein, des Bruders Anselm, eigenes Bett legen, bekommt kalte Umschläge auf Stirn und Puls und einen scharfriechenden Wunderbalsam ein und wird überhaupt gepflegt und verpäppelt, wie ihm noch nie geschehen und wie man so viel Zartheit von dem alten Pförtner auch nie und nimmer erwartet hätte. Dann setzt sich Bruder Anselm an das Bett und betrachtet aufmerksam seinen Schützling. Der lächelt auf einmal trotz Kopfweh und Fieber und meint:

"Bruder, fast könnt' man meinen, Ihr hättet Christbaumkerzen angezündet in Eueren Augen; die funkeln nur so!"

Und da tut der funkeläugige Anselm etwas, was er sonst nie

getan hätte, aus Scheu und Angst, das Wunderfeine daran könne irgendwie verloren gehen, — er erzählt von dem weihnächtlichen G n a d e nstündlein. Schliesst die Augen und lächelt, wie unschuldige Kinder lächeln in der Heiligen Nacht.

"O, so a lieb's und vielmal gross Wunder hat mir der Herrgott g'schenkt. — Is mir doch heut alleweil schon so wunderbar z'mut g'wesen. Hab mein Kripperl herg'richt, — ah, des war a Freud! —, hab d'Laudes g'sungen und die Psalmen bet', hab's Evangelium g'lesen — und da — grad wie i bei der schönen Stell' bin, wo's heisst: 'Ihr werdet ein Kindlein finden ... in einer Krippe liegen ...', da — i weiss selber net, grad brennt hat's in mir vor Christkindlsverlangen — da knistert's und wispert's, und auf einmal wird mein ganz Kripperl lebendig, — das Jesukind hebt sich auf vom Stroh, lacht seine heiligen Eltern an und dann mi — denkt's, Bruder Wunibald! — mi'! Reden hab i net können und net denken, schier weh tan hat's in mei'm Herzen drinnen vor so viel Seligkeit. — Und dann, dann hat's mi' näher zu sich herang'wunken — — —"

Anselm faltet seine Hände wie zum B e t e n und schaut mit lichthellen W u n d e r augen in himmelweite, selige Fernen; er sieht sein Bethlehem wieder.

Still ist's in der Pfortenstube, nur die Kerzen und die Tannenzweiglein knistern.

Wie zu sich selber redet dann der Anselm: "Net beschreib'n könnt' ma's, so wunder-wunderlieb und goldig ist's Jesukinderl, so wirkli, wie nur s'Kind von Gottvater sein kann! — Und die Jungfrau Maria, — es gibt kei' feinere und reinere und liebere Mutter als sie — und dabei so schön und fromm. Der heilige Vater Joseph hat treuherzig und so viel brav und gut sein Christkinderl und die liebe Muttergottes ang'schaut, — und der Hirt — siehst'n, glei' hinterm Vater Joseph steht er, — der hat auf seiner Flöt'n g'spielt, — so was himmlisch Schön's hab i überhaupt no nia net g'hört. — Und erst wie die Engerlen g'sungen hab'n und grad so umeinandag'flogen sind's — und sogar die Taub'n und die Lammerl und die Brünnerl sin lebendig word'n.

Auf einmal hab i mein Mund wieder aufmach'n können und



hab so inbrünstig bettelt: 'Christkinderl, lass mi bei dir!', weil i glaubt hab', i könnt nie wieder auf d'Erd'n z'rück. Da hat's aber sein goldig's Lockenköpferl g'schüttelt und hat g'meint: 'Noch nicht, A n s e l m, aber bald!" Schon so herziglieb hat's des g'sagt. Und" — aus Bruder Anselms unterstem Herzenswinkel kommt ein Seufzer heraus — "und — no ja, nacha seid's Ihr kommen!"

Das tut nun dem kranken Wunibald sehr, sehr leid, und er sagt dies auch. Aber Anselm tröstet ihn:

"Mein allweil, das Jesukinderl selber hat Euch zu mir g'schickt, weil i halt doch noch a bisserl auf der Welt bleib'n soll!" Und dann bittet er leise und verlegen: "Aber gell, Bruder Wunibald, Ihr sagt's den andern nix von meiner Weihnachtsgnad, — is zu heilig zum 'rumerzähl'n. Des soll mein Geheimnis bleib'n — hab' bloss Euch davon g'sagt, weil's krank seid's und — weil mir halt as Herz überg'laufen is vor lauter Freud. Könnt sonst leicht der hochwürdigst Herr so fein lächeln, wie er des so kann, und meinen: 'Da hat halt der Traum unsern Himmelgucker Anselm nach Bethlehem g'führt!' — Na ja, ob i jetzt träumt hab' oder net, — s'Christkinderl is bei mir g'wesen und das ganze lebendige Bethlehem, weil i eb'n gar so viel Verlangen danach g'habt hab!"

Anselm lächelt froh und versonnen seinen kranken Mitbruder und Vertrauten an. Der nickt ihm aus fieberbrennenden Augen verständnisinnig zu und — ist es nun des Alten Weihnachtskrippen - Erlebnis o d e r sind es die kalten Umschläge und der wundertunsollende Balsam oder beides zusammen — kurzum, Bruder W u n i b a l d schläft ruhig ein.

Ei, wie sich nun Bruder Anselm freut! Meint er doch, er sei der heiligen Familie ein wenig verwandt; denn er hat auch kein Bett in der Heiligen Nacht, worauf er ruhen könnte, nur einen harten, hölzernen Stuhl. Still und wachsam bleibt er beim kranken Wunibald sitzen und hält in Gedanken Zwiesprache mit dem Gottmenschenkindlein, bis die sternenklare Wintersnacht langsam verblasst. Dann verlässt er behutsam die Pfortenstube, weckt seine Patres und Brüder, geht mit zur Sechs-Uhr-Konventmesse hinüber und holt sich in der heiligen Kommunion den lieben, kleinen Jesus wahrhaftig ins Herz hinein. — — —

Das war Bruder Anselms Heilige Nacht!

ES FIEL EIN REIF

Roman von Henriette Brey

(Fortsetzung)

Richtig, er lief zum linken Ohrensee! Aber das kitzelte so gewaltig, dass Lorenz plötzlich in die Höhe fuhr, den Kopf schlenkerte und die Finger in die Ohren bohrte, dass beide kleine Seen ausliefen. O und der arme Käfer lag daneben auf dem Rücken und zappelte hilflos mit den Beinen in der Luft. Behutsam drehte der Knabe ihn herum und eiligst rannte das Tierchen aus dem gefährlichen Bereich der Riesenfäuste.

Ah, was war denn das? Zwei Libellen, wunderzarte, metallischblau schillernde Wesen, wie Lichtpfeile oder lebendige Lichtstrahlen, schwirrten und spielten um ihn her.

Entzückt folgte Lorenz diesen Märchenwundern mit den Augen.

Aber es mussten doch vier sein? Vier blaugrün-blitzende Libellen, die den silbernen Muschelwagen der Fee Schwanenweiss zogen?...

Was plumpste denn dort ins Wasser? Ein Frosch war in hohem Satz in den Bach gesprungen. Ob das etwa der Froschkönig gewesen war, der den goldenen Ball der Prinzessin heraufholte?

Doch hier nahebei unter dem Erlenstrauch kroch es, hüpfte es schwerfällig. Huh, eine Kröte, eine eklige dicke Kröte! Unwillkürlich wich der Knabe zurück. Dann aber sah er gespannt auf das hässliche Tier, das ihn aus goldgrünen, glänzenden Augen unverwandt ansah.

Wenn d a s keine verwunschene Prinzessin war! Aber wo hatte sie denn ihr gülden Krönlein? Vielleicht war es ihr vom Kopf gefallen? Ja, da hinten im Grase funkelte etwas.

Oh, wenn er sie doch erlösen könnte!... Aber er kannte ja das Zauberwort nicht. Wer ihm das sagen konnte! Ob wohl der Matthias Heister, der immer so gescheit tat, es vielleicht kannte? Ach nein, die anderen Jungens lachten Lorenz doch immer aus, wenn er von Königstöchtern und Feen und Zwergen erzählte. Sie sagten, das sei dummes Zeug, so was gäb's nicht. Und zeigten nach seinem Kopf. Ganz verrückt sei er!

Verächtlich schnippte Lorenz mit den Fingern. Was wussten die davon! Die waren ja so dumm! In seinem Buch stand's doch schwarz auf weiss, sogar gemalt! Also musste es wahr sein.

Und die Prinzessin mit den goldenen Haaren war doch von dem bösen Zauberer in eine Kröte verwandelt worden . . .

Die Prinzessin mit den goldenen Haaren!... Seine Tränen, die eine Weile gestockt hatten, brachen von neuem hervor. Vergessen war der Märchenzauber. Aufweinend warf er sich wieder längelang ins Gras. Seine Schultern zuckten.

Ach, warum waren sie nur alle so hässlich zu ihm?... Sogar Mooshubers Luischen! Er hatte doch bloss mal eben ein bisschen fühlen wollen, ob ihre gelben Haare, die in der Sonne so fein glänzten, wirklich von gesponnenem Gold waren, wie bei der Märchenprinzessin. Er hatte ihr doch gar nichts tun wollen. Was brauchte sie fortzulaufen, immer schneller. Er war wütend, dass sie so rannte und kreischte. Jetzt wollte er es erst recht wissen!

Und er holte sie ein, packte sie am Arm und griff in ihr Haar. Gar nicht arg, nein. Aber sie riss zornig daran und heulte laut und schlug ihm mit der Faust ins Gesicht.

Da hatte er schrocken abgelassen und war heimgeschlichen.

Aber die Mooshuberin war zeternd zu seiner Mutter gekommen und hatte grob geschimpft. "Früh verdorben," so was ähnliches hatte sie mit bösem Blick gesagt. "Schlimmes Früchtchen, jetzt schon hinter den Mädels her".... Und er würde schon "eine nette Berliner Pflanze werden!" Man wüsste ja, wo er herkäme!

Kalkweiss war die Mutter geworden. Und als Lorenz später fragte: "Mutter, wachsen in Berlin denn andere Pflanzen als hier?" da hatte sie nur stumm geweint.

Lorenz ballte die kleinen Fäuste. Ah, dem Luischen, der falschen Katze, der würde er es schon mal ordentlich heimzahlen!

Doch schon schluckte er wieder an seinen Tränen: er mochte sie doch so gut leiden! Er hatte ihr doch bloss Freude machen wollen, neulich, als er ihr strahlend die Garnschachtel seiner Mutter schenkte mit den sieben niedlichen kleinen Fröschchen drin, die so hübsche Sprünge machten. Aber Luischen verstand ja gar keinen

Spass, Sie nahm zwar gnädig die Schachtel an; doch als sie den Deckel hob und die grünen Springerchen ihr auf Hals und Hände hüpften, und einer gar ins Gesicht, da hatte sie schreiend das Geschenk von sich geschleudert und war zum Lehrer gelaufen. Und der Lorenz kriegte wieder seine Strafe. —

Lorenz wischte sich die Tränen dumpfen Kinderschmerzes aus den Augen. Aber es quollen immer neue und kollerten über sein schmales Gesicht, das eine seltsame Mischung von märchenhafter Verträumtheit und unkindlicher Frühreife trug.

Warum nur mochte ihn keiner leiden? Niemand wollte so recht mit ihm spielen. Bloss der bucklige Steger Valentin, der wegen seiner Schwächlichkeit mit den andern nicht raufen und tollen konnte, liess sich manchmal dazu herab.

Neulich aber hatte der Valentin ihm zugeschrieen: "Nee, du, ich darf nich mehr mit dir spielen, Lorenz! Mutter will's nich haben. Hat gesagt, ich dürft' nur mit ordentlichen Kindern spielen, hat sie gesagt!"

War Lorenz denn nicht ordentlich? Er sah an seiner Jacke und seinen Höschen herunter. Beide waren vielfach geflickt, aber heil und sauber. Dem Valentin hingen manchmal die Fetzen herunter, der Wind pfiff durch die Luftlöcher.

War es, weil er arm war? Die Stegers waren doch auch arm; und viele andere auch. Aber nur ihn allein verachteten sie. Alle hänselten ihn. Er war die Zielscheibe jeder Neckerei und Roheit auf dem Schulplatz.

"Bettelgraf, Bettelgraf!" höhnten sie ihn. "Wie geht's der Gräfin Suse?"

Natürlich, dann wurde er zorning und schlug wütend um sich. Und es kam ihm gar nicht darauf an, wohin er schlug. Es setzte oft genug blutige Beulen.

Dann liefen seine Peiniger heulend zum Lehrer, der gewöhnlich im Schulzimmer blieb und von der Quälerei nichts wusste.

Der Lorenz fange immer Streit an! Ja! Dem Hansli habe er mit der Faust ins Gesicht geschlagen, dass er blute! Und der Hansli habe nichts getan, wirklich und wahrhaftig nichts, so versicherten alle.

Der Angeklagte aber stand da wie das böse Gewissen und schwieg trotzig. Und so bekam er seine wohlzugemessenen Hiebe.

So ging's immer und immer. Der kranke Lehrer wusste nichts von dem Mutwillen der Jungen und forschte nicht viel nach. Der Lorenz hatte eben immer alles verbrochen.

Darum, nur darum war ihm die Schule verhasst. Darum lief er immer fort, trotz aller Strafen.

Sie nahmen ihm die Griffeln weg, sie verwischten ihm die Aufgaben, sagten ihm falsch vor, stifteten ihn zu Dummheiten an und verklagten ihn dann beim Lehrer. Der Grafsjunge war nun halt einmal der Sündenbock.

Einmal hatte Lorenz ein buntes Heiligenbildchen mit zum Schulplatz genommen. Die Grossmutter hatte es immer im Gebetbuch gehabt. Es stellte den heiligen Laurentius dar, seinen Namenspatron, der auf einem glühenden Rost gebraten wurde. Sein grösster Schatz war das Bild, wunderschön anzusehen! Sogar Gold war daran und ein Spitzenrad! Der böse König oder Kaiser sass im Purpurkleid auf einem goldenen Thron und schaute grimmig lachend zu und spottete noch. Die Henker packten gerade den heiligen Martyrer mit Zangen, um ihn auf die andere Seite zu wenden. Hoch oben in der Luft waren zwei Englein, die eine Krone hielten.

Das wollte er dem Kaspar zeigen. Der hatte tags vorher kein Butterbrot gehabt; Lorenz hatte ihm schüchtern das seine angeboten, das der Kaspar auch grossmütig annahm und ihm dafür fünf Minuten seinen Ball überliess.

Vielleicht ... ja vielleicht, dass Kaspar jetzt öfter mit ihm spielen würde, wenn er ihm dies herrliche Bild schenkte?

Erwartungsvoll klopfte ihm das Herz. Er passte auf, bis der rothaarige Kaspar um die Ecke kam. Aber der Müllersepp war bei ihm. Das hatte Lorenz nicht gern, denn der Sepp war ein roher Junge, der schwächere Knaben selten ungeschoren liess. Nein, da wollte er sein Kleinod lieber nicht zeigen.

Verstohlen hielt er die Hand auf dem Rücken. Doch schon hatte der Müllersepp das erspäht.

"Was hast du da, Grafsjunge? Du versteckst was! Sicher Vogeleier. Her damit!"

Verlegen kam Lorenz mit seinem Bildchen hervor und hielt es dem Kaspar hin, in schüchternem Werben.

"Da, Kaspar, das schenk ich dir."

Ah, das war fein! Neugierig griff Kaspar mit seinen schmutzigen Fingern danach.

Aber der Sepp spottete lachend: "Woher hast denn den Wisch erbettelt, Bettelgraf? Oder hast ihn gestohlen, heh?"

In Kaspar kämpfte die Begierde nach dem schön-farbenen Bild mit der Sucht, vor seinem Kameraden zu prahlen. Aber nur einen Augenblick — dann schwenkte er das Bildchen durch die Luft und zerriss es lachend in kleine Stücke, die er dem Lorenz ins Gesicht warf.

"Da hast du deine gestohlenen Fetzen," höhnte er.

Wie festgenagelt stand der Knabe, als schon längst die beiden fortgelaufen waren. Fast irr starrte er auf seine Hand, auf die der Müllersepp gespuckt hatte — auf die Papierstückchen im Wegschmutz.

Fortsetzung folgt.

MARIENBOTE

★ ★ ★ *The Catholic Family Monthly* ★ ★ ★

Vol. XIV Jan. 1946 No. 4.

Between You and Me . . .

* We have always wished our readers and friends "A Merry Christmas". This year at least it will be much easier for all to be merry. Even though many of our loved ones may not have come back from overseas—some will never come back—yet because the actual fighting is over most of the world is enjoying at least a measure of peace. And it is becasue the world's peace is so limited that we wish all of you: may Christ be in your hearts and may you have "A Merry and Blessed Christmas". We have always held and proclaimed that where Christ is, there also is joy and peace and happiness.

Everything that we write, every thought that we make known, every article we publish, is dedicated to the truth that only in Christ can peace be found for the world: yet not only for the world but also for individual souls. For we believe that God, Who made the world by a word, and can destroy the world by a word, would never have permitted any war if it were not needed by men: needed to convince them that they were seeking happiness in the wrong places: that man cannot create a paradise without God. Hence it is that we wish all: May Christ enter your hearts and then may He give you of His true joy and peace and happiness.

* Though we have celebrated Christmas from our earliest years yet there are many things about this great event which have puzzled us. "What Do We Know About Christmas?" by Otto Michael is going to open our eyes to many strange things and answers.

* "For Sweet Charity's Sake" by Joseph Doherty is a well-written, interesting story of Wadleigh Brunt's love affairs.

* Even though our Lord chose to be poor and thereby elevated the poor man's lot, still how often the thought arises "What's good about being poor?" Luke Eberle chose this title for his article in which he explains so clearly the Catholic answer.

* The Doctor is back in his Medical Corner. While he is there, send him your questions.

* Au revoir until February.

CONTENTS

The Marienbote is edited and published monthly with episcopal approbation by the Oblate Fathers of St. Mary's Province at the Marian Press, 922-24 Victoria Avenue, Regina, Sask. Subscription: $1.00 a year.

Seasonal Thoughts

The Nativity of Our Lord

The Gospel of the First Mass—at Midnight

At that time, there went forth a decree from Caesar Augustus that a census of the whole world should be taken. This first census took place while Cyrinus was governor of Syria. And all were going, each to his own town, to register. And Joseph also went from Galilee out of the town of Nazareth into Judea to the town of David, which is called Bethlehem — because he was of the house and family of David—to register, together with Mary his espoused wife, who was with child. And it came to pass while they were there, that the days for her to be delivered were fulfilled. And she brought forth her first-born son, and wrapped him in swaddling clothes, and laid him in a manger, because there was no room for them in the inn. And there were shepherds in the same district living in the fields and keeping watch over their flock by night. And behold, an angel of the Lord stood by them and the glory of God shone round about them, and they feared exceedingly. And the angel said to them, "Do not be afraid, for behold, I bring you good news of great joy which shall be to all the people; for there has been born to you today in the town of David a Savior, who is Christ the Lord. And this shall be a sign to you: you will find an infant wrapped in swaddling clothes and lying in a manger." And suddenly there was with the angel a multitude of the heavenly host praising God and saying, "Glory to God in the highest, and peace on earth to men of good will."

(St. Luke II, 1-14).

The Gospel of the Second Mass—at Dawn

At that time the shepherds were saying to one another, "Let us go over to Bethlehem and see this thing that has come to pass, which the Lord has made known to us." So they went with haste, and they found Mary and Joseph, and the babe lying in the manger. And when they had seen, they understood what had been told them concerning this child. And all who heard marvelled at the things told them by the shepherds. But Mary kept in mind all these words, pondering them in her heart. And the shepherds returned, glorifying and praising God for all that they had heard and seen, even as it was spoken to them.

(Luke II, 15-20)

The Gospel of the Third Mass—in the Daytime

In the beginning was the Word, and the Word was with God; and the Word was God. He was in the beginning with God. All things were made through Him, and without Him was made nothing that has been made. In Him was life, and the life was the light of men. And the light shines in the darkness; and the darkness grasped it not.

There was a man, one sent from God, whose name was John. This man came as a witness, to bear witness concerning the light, that all might believe through him. He was not himself the light. It was the true light that enlightens every man who comes into the world. He was in the world, and the world was made through Him, and the world knew Him not. He came unto His own, and His own received Him not.

But to as many as received Him He gave the power of becoming sons of God; to those who believe in His Name: Who were born not of blood, nor of the will of the flesh, nor of the will of man, but of God.

And the Word was made flesh, and dwelt among us. And we saw His glory—glory as of the only-begotten of the Father — full of grace and of truth.

(St. John I, 1-14).

What Do We Know About Christmas?

By OTTO MICHAEL



IT'S time to tell the truth about Christmas. So many have forgotten that there is such a thing as truth about Christmas. For uncounted numbers it is merely a beautiful tale, a charming custom, an occasion for profit. Even serious-minded people speak of it as a legend—and in some respects they are not too wrong. For Santa Claus is a legend, and what we often make of it is even less than that.

But the incarnate God is not a legend. It was Christ—His coming—that instituted this feast. And it still bears His name even in our present-day world which has drifted into very subtle, very modern, very "cultured" forms of paganism. Poor modern men who know no Christmas other than the one offered by skilled salesmanship! Poor paganism that has nothing to offer at Christmastide except sentimental representations of stars in the darkness, of glittering snow and gliding reindeer, of wintry scenes in overheated department stores!

Yet we have the stars all year round, the darkness every night, the snow during the winter season in most parts of the globe and perpetually in vast areas. The first Christmas could do without snow—and even without a Christmas tree. The world got along without these adjuncts of Christmas for many centuries afterwards. It got along without gift-giving and greeting cards.

But it could not do without the crib and the heavenly Infant in it. What a sham is Christmas without Christ!

Well, then, what do we know about the Christmas crib and tree? When and where did they come into usage? Let's trace them to their origin.

Whence the Use of the Crib

The connection between Christmas and crib is of course evident. But its use as the focal point of the annual commemoration of Christ's birth originated in Italy and is correctly ascribed to St. Francis of Assisi. After he conducted his famous Christmas celebration in a cave outside Greccio in 1224 with a living representation of the Bethlehem scene — including even real animals—the Christmas crib became popular not only in his native Italy but among all Catholics throughout the world.

His was no mere idyllic show. "The men were called from many convents," says a contemporary report. "The men and women of the town prepared tapers and torches to illuminate the night. Francis stood before the manger overcome with tenderness and filled with wondrous joy. Mass was celebrated and he, in deacon's vestments, chanted the gospel. And in naming the Child Jesus he would, as it were, lick his lips—relishing with a happy taste and swallowing the sweetness of that word."

The use of the crib at Christmas has since become a universal custom of the Catholic Church. Throughout the Latin countries, and soon also the Germanic countries, the Christmas scene was presented visually for the faithful who flocked to church. Carved or molded, painted or dressed in real clothes, the crib figures came from the hands of men who believed in what the results of their work represented. A genuine faith gave an inexhaustible subject to the artistic desire of generations. In the sculptured faces of the shepherds and kings and angels and animals—above all, in the figures of Jesus, Mary and Joseph—you can see that the men who made them, put all the experiences and emotions of their own hard and human but faithful lives into the work of their hands.

The use of the crib was by no means confined to churches however. In Bavaria, Austria and many parts of Italy almost



every family has its own Christmas crib. The farmers in the mountains spend their long winter evenings in repairing and enlarging their beautiful cribs—some of which fill an entire room and comprise hundreds of figures.

In many towns of Austria, southern Germany and Switzerland there are what might be called Christmas clubs. The children who belong to them learn to build cribs of various styles — stables, ruins, caves — according to their own desire and imagination. What a wholesome, inspiring hobby! It creates memories and traditions for life. Should not every Catholic family have its Christmas crib as a treasured possession — where they can say their family prayers and sing Christmas carols? Tender love for the Christ Child will take root not only in the soul but in the very nature of children who belong to such a family. Never in their later life will they be able to dismiss this memory.

Germans Originated the Christmas Tree

The Christmas tree is of much more recent origin than the crib. Yet it is a charming feature of our modern Christmas in the home. At the end of the last century it spread triumphantly over all the world.

Perhaps few know that the Christmas tree is of German origin. Its use grew subsonsciously out of the celebration of the winter solstice by the heathen Germanic peoples before the dawn of Christianity. (Naziism during the past ten years has revived these old pagan festivities which attended the welcoming of the renewed sunlight. In their Yuletide celebrations nazi youths assemble around a burning woodpile in imitation of their ancestors. But of course the deeply rooted preference of the Germans for the Christmas tree has not been overcome by the nazi ritual.)

The first mention of the Christmas tree, as we now know it, dates from the year 1605. In the Catholic parts of Germany it is significantly called not Christmas tree but Christbaum —meaning Christ-tree. The term emphasizes that the tree is a symbol of Christ Who came into the darkness of the world as its light.

In 1840 the Christmas tree was introduced into France when Princess Helen of Mecklenburg brought it to Paris. For wherever the Germans went, the Christmas tree tradition went with them. It was the cherished companion of the German immigrants to the United States—and the fact that, about the middle of the last century, high society in England had adopted it did much to make it fashionable also in this country. Queen Victoria and Prince Albert had a Christmas tree in their palace for the first time in British court history; and from then on, the usage spread until it became so completely naturalized among English-speaking peoples that it is hardly known any more that they adopted it from the Germans.

In these dark days of strife and hatred it is well to remember that the Germans gave the world such a delightful and significant Christmas symbol. At present there is hardly a home without its Christmas tree -- even where its Christian symbolism is no longer accepted. In addition, Americans utilize the the invention of Edison—an enchanting illumination of doors and windows; they even have outdoor Christmas trees, as in the rolling countryside of New England. (Incidentally, a candle burning in the window during the holy night is an old Irish custom.)

But the very modern use of the Christmas tree for store decorations during the Christmas season is deplorable. The more this commercialization of Christian symbols develops, the more necessary is it to revive the knowledge and consciousness of their true meaning. The Christmas tree represents the Light of the World—and no mechanical invention can replace or surpass it.

Gift-giving Goes Back to Pagan Rome

Similarly to the Christmas tree, gift-giving at Christmas also has its origin in an unrelated non-Christian custom. The Romans of old used to present their emperor with charms and tokens of their good wishes on the kalends of January. These gifts were called strenae. In

France this old Roman custom has been preserved up to the present and is recognizable even in its name—etrennes.

In most countries however the practice of gift-giving has shifted from New Year's day to Christmas. Thus it is another ancient pagan custom which has been adopted and Christianized. Christmas gifts have become an important part of the celebration of Christ's nativity—which, after all, is God's greatest gift to man.

As in the case of the "Christ-tree," these Christmas gifts were originally called "Christ-bundles" in the German language—because Christ Himself was considered to be the bringer. They were material tokens of His spiritual love—the love which embraces all who live in Christ. It is most revealing to read the old instructions as to what these bundles should contain. Listed are pleasant things such as candy, sugarplums, apples, nuts, toys; useful things such as clothes and school supplies; and things "that belong to teaching, obedience, chastisement and discipline, such as bibles, handsome books, writing materials and the 'Christ-rod' "—the last a salutary hint at good behavior, for even in God's own plan chastisement is one of the means He uses to "educate" His children in His ways.

Since these gifts were tokens of the divine Love incarnate, it was logical that the divine Child Himself should be considered their bringer. There is no discrepancy in thanking the divine Child for gifts which the parents have provided—just as there is no discrepancy in thanking God for food which has been bought with money earned by hard labor. God is the giver of all that is good—and it is from Him that man receives the ability to work. Hence it is that in Catholic countries and in Catholic times the giver of Christmas gifts is held to be the Child Jesus coming with His angels in the holy night or on Christmas eve. This beautiful thought has survived in all Catholic parts of Germany, central Europe and France.

SIGNS OF WINTER

The window panes have figures,
  And winter's here, I know;
Each bough is decorated
  With heaps of fluffy snow.

Each little stream is frozen,
  The trees wear snowy capes,
The houses and church steeple
  Have taken queerest shapes.

The air is clear and frosty,
  The day is silent as a mouse,
The wind is cold and eerie
  As it howls about the house.

But the merry part of winter
  Is the joy of Christmas day,
The thrill for children Christmas Eve
  When Santa comes their way.

—"Mickey" Koenig.

Who Is Santa Claus?

As messengers of the Child Jesus came His saints—different ones in different places. But the one great gift-bringer for all children in Europe prior to the reformation was St. Nicholas, the martyr-bishop with his long white beard and garbed in red vestments together with all the insignia of his episcopal rank. It is a great moment in the Catholic parts of central Europe when on the evening of December 6 St. Nicholas appears as the herald of the coming Christ Child, bringing his modest gifts to the youngsters and admonishing them to prepare their souls for the advent of the divine Infant.

After the reformation these charming Catholic impersonations were either abolished or gradually changed and secularized. Instead of St. Nicholas there was introduced a legendary figure of no religious meaning. In different countries this "Christmas-man" was called "Father Christmas," "Knecht Ruprecht," "Klabauter-Mann," etc. He is usually depicted as an old man in fur coat and high boots, carrying a big bag of gifts on his shoulders.

The Hollanders, whose patron saint was St. Nicholas, could not obliterate him entirely; so they changed the benevolent Catholic martyr-bishop into a jolly old fellow—much like "Knecht Ruprecht" in Germany—and called him "Sinterklees". From the Dutch "Sinterklees" and the German "Nikolaus" or "Klaus" America got its "Santa Claus"—who still wears a red-colored garment as the last vestige of his Catholic origin.

But this modernized Santa Claus is no longer accepted as a messenger of our dear Lord. And since his gifts are no longer tokens and symbols of the divine love, we cannot imagine that the Santa Claus employed for high-pressure salesmanship can bring to our modern children anything like that heavenly joy which we in our childhood experienced when the mysterious guest from heaven linked our little hearts with all the joys of the kingdom of the Child Jesus.

All this is not to say that we Catholics should give up Santa Claus. But could we not try to make up for a great historical injustice by restoring to him his original meaning? Why not tell our little children the truth that Santa Claus was a holy man and a martyr of Christ, that he loved children and the poor and went about doing good? Then our children would understand why he is now the bringer of Christmas gifts.

And why not have him come accompanied by angels instead of his reindeer? Are not our children's guardian angels a reality? Then Santa Claus has no need of sliding down the chimney. And it won't be so easy for our children in later life to dismiss, with the fairy-tale figure of Santa Claus, the whole essence and substance of the Christian Christmas!

"For Sweet Charity's Sake"

By JOSEPH DOHERTY

* * *

THE man who remains in complete control of his faculties—especially his tongue—while the object of some pretty girl's round-mouthed admiration, is as rare as the duck-billed platypus.

There—if you can find him—is your man of iron, the man of destiny for whose sturdy shoulders the mantle of responsibility is tailor-made.

Such a man Wadleigh Brunt was not.

Wadleigh Brunt, a pink-faced young man, wide of beam, narrow of brow, for some wholly unexplained reason commanded the deep interest of Milly Lush, the prettiest girl in Elmhurst.

Wadleigh's friends, when discussing this phenomenon, dropped dark hints of secret letters and blackmail as the key to his hold on pretty Milly.

Well, as has been said, Wadleigh was not a man of iron. When Milly turned those big blue eyes on him and told him how wonderful he was, Wadleigh swelled up and kept right on talking about himself, enlarging on what had been at first a modest off-hand boast.

He had been expounding his fistic prowess in a manner that would lead an innocent girl to think him a combination of Sullivan, Dempsey and Tunney. This elaboration was based on the fact that Wadleigh was once driven to a week's exercise at the punching bag in an attempt to reduce the size of his waistline.

"... And did you ever actually box with any of these big fighters, Waddy?" Milly asked excitedly,

"Er—not actually, honey. Those men represent thousands of dollars of invested money. If they were to hurt themselves—" Waddy flexed a stubby arm eloquently.

"Oh, of course," said Milly. "I didn't think of that. How wonderfully kind of you not to injure those poor men!"

Wadleigh thought no more of this conversation until its direful results were brought home to him a week later.

The harsh jangle of his bedside phone broke in upon his deep and dreamless sleep one morning. Groggily he jacked himself up among the pillows and grabbed the raucous instrument. A bleary-eyed glance at his watch told him it was 9 a.m.

He bellowed "Hello" into the receiver and prepared to deliver a few choice words to the fiend who had waked him in the middle of the night. His fume vanished like a wisp of smoke before a 40-mile per hour wind as the dulcet tones of his loved one's voice caressed his ear.

"Oh, Waddy," Milly enthused, "I've the most scrumptious news! You know the St. Brendan's Field Day committee have been racking their heads trying to think of some novel scheme for the main attraction of the day. I suddenly had a brainstorm and when I told them my idea they thought it was wonderful and agreed to it right away."

"No news to me," Waddy maintained stoutly. "I pick my women for brains as well as for beauty."

Milly's proud little laugh rippled pleasantly in his ear. "But, Waddy," she said in deprecation, "to be honest, it really is your idea. Something you said gave me the thought."

Wadleigh, whose opinion of himself was the best, thought this quite likely. "Now, dear," he admonished, "don't be modest. What is this idea? Tell poppa."

"Well, you know that famous heavy-weight boxer, the Brooklyn Behemoth, has established his training camp just outside of town. I suggested to the field day committee that I thought it would be splendid if we could stage an exhibition boxing bout as the final event of the day. A match between the famous Behemoth and some local boy would interest everyone in town."

"Why, that's a wonderful idea, honey!" Wadleigh exclaimed. "I couldn't have done better myself."

"It occurred to me while I was thinking over your boxing experiences. The only flaw in the plan, the committee saw, was that it would be pretty hard to find a local boy to oppose the Behemoth. You know his reputation, Waddy. He never permits an adversary to leave the ring in a vertical position. I told the committee not to worry about that problem because I knew a clever experienced local boxer who would be willing to go a few rounds with the Behemoth for sweet charity's sake. Waddy, dear, I told them you

would be glad to box the Behemoth."

How cruel life can be! When everything is serene—blue skies, twittering birds, all's-right-with-the-world atmosphere hanging thickly about—you stoop over to pluck a daisy, and fate comes up behind with a kick in the pants that shoves your face in the mud.

Wadleigh Brunt sank back among the pillows. He felt like a boll weevil with a wad of cotton in its mouth.

A far-away voice anxiously calling his name gradually penetrated his shocked brain. He listlessly raised the phone to his ear.

"Waddy! Waddy! Are you still there? . . . Oh, I thought we had been cut off. I'll have to hang up now, Waddy. I'm going to be very busy with field day only a week away. I want you to promise me that you won't be too rough with the Behemoth. Remember, he's in training for a championship match."

"I'll try not to—to hurt him, Milly." Wadleigh cradled the phone with a hollow laugh.

In his hour of tribulation he sought the comfort and counsel of his bosom pal, Newt Poffer.

Many were the schemes desperately considered whereby Wadleigh might, with proper dignity and face, become exempt from the slaughter. The possibility of developing or, more prudently, feigning a highly communicable disease; an urgent summons to a distant city; the kidnaping of the Brooklyn Behemoth—all were discarded as too impracticable or too obvious.

No matter what he might have to face, Wadleigh Brunt was determined not to jeopardize the love and respect of Milly Lush.

The continued exercise of brain power had exhausted Newt Poffer. He lay prone on a sofa watching Wadleigh pace up and down the room.

"It looks as though you'll have to go through with this thing," Newt said.

Wadleigh shuddered violently.

"After all, it's only an exhibition bout. He'll go easy on you."

"You forget," said Wadleigh with a haunted look. "You forget that the Behemoth never lets his opponents leave the ring under their own steam. He would consider it a reflection on his prowess if he allowed them to do so."

"The bout is only four rounds long," Newt persisted. "You can keep away from him that long."

Wadleigh shook his head glumly. He saw the handwriting on the wall. "I get winded climbing the porch steps. Besides, Milly thinks I'm a Dempsey in the ring. She'd never speak to me again if I acted afraid."

Newt curled up on the sofa and closed his eyes. "Which brings us back to the nub of the matter," he mumbled sleepily. "You'll have to decide if Milly is worth a couple of black eyes to you."

The next morning Wadleigh and the sun rose together. He had come to the conclusion that he must meet the Behemoth in mortal combat and to that end he had placed himself in the hands of Newt Poffer who had assumed the triple role of manager, trainer and general cheerer-upper. The phenomenon of Wadleigh and the sun rising simultaneously had been accomplished by Newt with the aid of a bucket of cold water.

After a light breakfast, Wadleigh girded his loins with the grim determination which had so bucked the Roman gladiators of old. He fell into a plodding trot behind his cream-colored roadster with Newt at the wheel.

As the morning aged, the sun grew stronger and Wadleigh grew weaker. Newt adamantly remaind deaf to Wadleigh's piteous cries for succor and not until the sun had reached its zenith and Wadleigh his nadir did Newt stop the roadster and permit his charge to totter in.

This rigorous schedule was pursued each morning. In the afternoons Wadleigh's time was strenuously spent with sparring and muscle-loosening calisthenics.

"I'll be so weak," Wadleigh protested, "you'll have to carry me into the ring as well as out of it."

"The trouble with you is that you lack confidence. You're shaping up fine, Waddy. You'll be a cinch to stay away from the Behemoth. Just keep a stiff upper lip, old chum. Remember this will all be a memory in two days."

"Every time I think of that," Wadleigh retorted, "my lip starts to quiver."

On the morning of the last day of training. Newt led his charge deep into the hinterland. He was determined to make the most of this last pound-destroying routine. When Wadleigh had reached the now familiar stage of near collapse, Newt permitted him to stagger into the car.

The famished Wadleigh sighted an inn a short distance down the road and threatened to become hysterical if Newt did not hurry down and get him a sandwich to allay his hunger pains. Newt relented and trotted down to the rural hostelry which a signboard identified as "Ye Pinke Elephant."

The gnawing of his empty stomach dulled Wadleigh's appreciation of his rustic surroundings. On the opposite side of the road from "Ye Pinke Elephant" sprawled a lovely meadow dotted with trees and containing a crumbling stone fence, a contemplative cow and a large man dozing in the shade of an apple tree.

The starving Wadleigh, impatient of delay, pressed the horn button of the roadster. An ear-splitting blast rent the countryside, sent the contemplative cow galloping off and lifted the dozing man a good six inches from the greensward.

This person, thoroughly aroused, rose to his feet and seemed to continue rising for a long moment, so tall was he. Wadleigh stared at him

with sudden apprehension as the man walked toward him. His shaven skull complemented the gruesomeness of his scarred face.

With sinking heart, Wadleigh recognized the approaching giant. He remembered reading that the Brooklyn Behemoth had established his headquarters at "Ye Pinke Elephant." This, without a doubt, was the B. B. in person.

Wadleigh sank deeper into the red leather upholstery of the roadster as the Behemoth stopped at the door of the car.

"If you blow dat horn once more," the Behemoth said in a dispassionate tone, "I'll beat yer teeth in, tear you into little bits an' feed ya to de boids." He pushed his face into the car. It was a face to make Frankenstein's monster sob with envy. "Y' unnerstan?" the giant rasped.

Wadleigh saw an eager, hungry light burst into flame in the Behemoth's beady little eyes. Such an optic drool, he imagined, sprang into the orbs of Gargantua when a slab of rhinoceros meat was slung into his cage.

Newt was waving something under his nose. It was a ham sandwich.

Wadleigh's eyes fluttered. Everything went black again.

St. Brendan's field day dawned bright and sunny. The weather forecast held no reprieve for W. Brunt.

Newt fluttered about him like a headless chicken. "Now just loaf around the house today and get a good rest. Don't get panicky. Just rest. Don't think about anything." Newt felt he was stretching a point with this last admonition.

Wadleigh tried vainly to follow his manager's advice. But the leering visage of the Behemoth loomed on every page of every book he picked up.

He started a game of solitaire, and the king of spades snarled at him in a manner startlingly like the manner of the Behemoth.

In the afternoon Newt had a visitor. With much secrecy they closeted themselves in a room. Wadleigh, who recognized the man as the gargoyle in the turtle-neck sweater who had so gruesomely appeased the Behemoth, shamelessly put his ear to the door.

"Lissen," the visitor was saying in a guttural tone to Newt, "ya gotta keep your man from going into the ring tonight. The B'll kill him for sure. I never seen him in such a rage. He ain't no ordinary fighter, ya know. He fights because he just natcherly hates everybody, and right now your man is number one on the B's hate parade. So if you want to see your pal in one piece this time tomorrer, then don't let him mix in with the Behemoth tonight!"

Wadleigh returned to the library where he had been trying to read. His step was heavy; his head bowed.

But what he had heard did not shake his determination to enter the ring with the Behemoth. His mind was made up. He would have liked to have seen Milly for the last time though, but she was busy with the last-minute details of the great event. How ironical!

He sat down at the writing table and with the likeness of Milly Lush smiling at him from its silver frame, he took pen in hand and soberly wrote at the top of a large white sheet of paper: "The last will and testament of Wadleigh Phippson Brunt."

The ball park was crowded with a surging crowd. Father Dodd, pastor of St. Brendan's church, and the field day committee were smiling from ear to ear. The field day had been a magnificent success so far, and the bout between "Killer" Brunt and the Brooklyn Behemoth promised to be a worthy climax.

The Behemoth was already in the ring shaking his bullet-shaped skull and arching his barrel chest, disdainful of the scattering boos in the audience. Many of the onlookers became thoughtful when they mentally compared their champion with this Neanderthal specimen.

Perhaps this was the reason Wadleigh received such a riotous ovation as Newt steered him down the aisle to the ring.

Milly was at the ringside. Wadleigh grabbed her wordlessly, kissed her hard, leaped through the ropes, tripped on the bottom strand and fell flat on his face to the great enjoyment of the crowd.

"Keep away from him, Waddy," Newt implored when he finally got him seated on his little stool. "Let him carry the fight to you."

When they met in the center of the ring for instructions from the referee, Wadleigh threw a furtive glance at his adversary. The Behemoth was leaning toward him, quivering as though it took all his self-control to hold himself in.

Back in his corner now. Newt patting him reassuringly on the shoulder. There's the warning buzzer. The crowd is restless. Milly is down there laughing proudly.

There it is—there's the bell!

Sheer fright sent Wadleigh speeding out to the center of the ring. There he met the Behemoth swinging gloves the size of basketballs. Wadleigh retreated. The Behemoth advanced. Wadleigh struck the Behemoth in the midriff with all his might. His opponent took it without the slightest change of expression.

That was the way the first two rounds went by. Wadleigh retreating and managing to hit the Behemoth occasionally because there was so much of the man. The Behemoth had not yet been able to connect with a solid blow but the vicious breezes caused by his whizzing gloves kept Wadleigh swaying like a rocking chair in a tornado. The audience found no fault. Wadleigh's desperate bobbing and weaving to avoid annihilation kept the bout moving at a fast clip.

The third round started out like the first two. But toward the middle, Wadleigh zigged when he should've zagged and the Behemoth caught him a glancing blow on the chin. Wadleigh crumpled like a sheet.

Te Behemoth looked down on his victim with a puzzled frown. The referee raised his hand, signifying his victory, amid a chorus of boos. The crowd was with the home-town boy to the last.

The victor stamped his foot petulantly as the gent in the turtle-neck sweater dragged him out of the ring. "I hardly touched him! You said I could moider him and I didn't even make no blood!" The Behemoth was on the verge of tears.

Wadleigh, his head feeling about three times its normal size, was being assisted from the ring. From all around him came cries of "Good boy, Waddy!" "You put up a great fight, kid!" "You're O.K., Waddy!"

Dimly he was aware of Milly standing before him. As his vision cleared he saw that she was weeping.

"Wadleigh Brunt!" she sobbed, holding a fluff of lace to her red little nose. "You lied to me. Telling me you were a great boxer! Why, that... that brute might've killed you! Of all the deceitful—oh, I never want to see you again!"

And with that she disappeared into the crowd of well-wishers who enveloped the defeated hero and his faithful Newt. Wadleigh was conscious of none of them.

Showered, aspirined and dressed, he sneaked out of the locker room, slipped into his cream-colored roadster and roared off into the night.

The ache of his head was a trifle, compared to the pain in his heart. After all his efforts he had lost his girl. Everyone else touted him as a hero, but the one person whose admiration he wanted saw him as he was—a boasting fake. He didn't blame Milly. She had undoubtedly praised him to the skies and then he had shamed her, let her down before her friends. What a blabbing brainless fool he had been. His foot pressed the gas pedal to the floorboard of the roadster.

"Let up, will you?" a voice at his side demanded. "There are still a few things in this old world I'd like to give the onceover."

In the moonlight he saw that Newt was sitting quietly beside him.

"Didn't think it was safe for a guy in your frame of mind to go gallivanting off alone so I invited myself along," Newt explained.

Wadleigh cut 30 miles from the speedometer and still exceeded the speed limit. "Well," he said, "it's over."

"And let me tell you, brother, you made a pretty good showing. Some professional may have got wise but not our crowd. As far as they are concerned, you've got the goods."

"The only one who matters to me," Wadleigh said, "got wise. How do you explain that?"

"Maybe it was because she was looking at you with different eyes," Newt ventured with rare acuteness. "The old love light, y'know. A penetrating beam."

"But she said she never wanted to see me again!"

"Unquestionably meaning the opposite. If you knew women as I do!" Newt heaved a hearty world-weary sigh.

Wadleigh shook his head perversely. "I'd never be able to face her and ask her forgiveness after the way I let her down."

"Well, write."

"Uh-uh! Not that either. She wouldn't go for— By golly, Newt, that gives me an idea!" Wadleigh turned a triumphant grin on his companion.

Newt gulped and grabbed the wheel just in time to twist the roadster out the path of a speeding truck.

"Did you see that truck?" he gasped weakly.

"Never mind that," Wadleigh said impatiently. "Listen to this. We drive into the city now and lay low for a few days. Then I insert an ad in the personal columns in one of the newspappers—something short and to the point, like, 'W. Come home. All is forgiven. M.' Now, there are lots of W's and M's around but I mistake this notice for a communication from Milly to me. So I take it to her and before she can say, 'Scram, Brunt!' where is she? In my arms!" The old boastful Wadleigh had come into his own once again.

"Waddy, that's a positively brilliant idea," Newt exclaimed. "That clout on the button must've started the old grey-matter working."

Faithfully adhering to his plan, Wadleigh presented himself to Milly a few days later.

"Well?" said Milly.

To Wadleigh's concerned eyes she looked rather pale and drawn.

"Well," he began, swallowing hard. "We-ell, I saw this notive in the Chronicle."

He cleared his throat and, taking a folded newspaper from his pocket, began to read. "'W. Please come back. All is forgiven.' And the notice is signed 'M'."

"If you think I put that notice in the Chronicle," said Milly, "you're wrong!"

Wadleigh was hating himself more each minute. "I—I— Oh gosh, Milly, I've been an awful bragging fool. I put this notice in the Chronicle. It was the only way I could think of getting up enough courage to ask you to forgive me!"

"I didn't put that notice in the Chronicle," Milly continued as though Wadleigh had not spoken. "I put my notice in the Express!"

"Milly!"

"Waddy!"

What's Good About Being Poor?

Your first impulse may be to shout "Nothing!" . . . Nevertheless there's a very good reason for the poverty at Bethlehem's crib

By LUKE EBERLE

WHY was Christ born in poverty? Why should Joseph and Mary have been in such humble circumstances? Why the stable? Why the obscurity and loneliness of that first Christmas night?

We form a mental picture of all the details and give our imagination full play. We arouse sentiments of pity and love for the Infant. We give our fullest sympathy to Joseph and Mary. Mingled in is a bit of righteous indignation at the innkeeper who turned them away. All that is part of the sweet-sad-lovely Bethlehem scene as it is projected in our minds.

Perhaps it has never occurred to us to ask just why the picture is framed in poverty. It would of course be correct to reply that God so willed it for reasons of His own. But why did He so will it?

Of Royal Blood, but Poor

Every consideration, humanly speaking, argues that the Savior should have come into the world in circumstances of pomp and public acclaim. He was the Son of God. By His divine nature He was the Creator and Master of the universe. He was the Redeemer and King of the entire human race. His coming had been promised from the very dawn of man's existence and foretold explicitly in the inspired writings of Old Testament prophets. Actually He was of royal blood, a direct descendant of King David.

We can easily explain, on a historical basis, how Joseph and Mary came to such poor estate. Both were of the family of David, the ruling house of Juda, but for centuries their native land had been the vassal of greater powers. At the time of Christ's birth, King Herod of Judea was a puppet of the Roman Caesar Augustus. The fierce independence, the power and magnificence that once distinguished God's Chosen People were gone.

Naturally, in such circumstances, royal lineage could hardly lay claim to recognition and preferment. Joseph was subjected to the same economic laws and conditions as was anyone of his countrymen. He hadn't been successful, from that point of view, when he took Mary as his wife. He couldn't offer wealth or even economic security. She and the Child she was bearing entered into no better promise than that of lifelong poverty.
God so willed. But that God chose poverty as

God could have arranged otherwise. Joseph could just as easily have been well to do, had God so willed. But that God chose poverty as the economic status of the Holy Family leads directly to that three-letter word: why?

God's ways, we know, are not our ways. His designs baffle unaided human reason. Crisply and clearly St. Paul states the purpose of God's ways: "That your faith might not stand on the wisdom of men, but on the power of God... We speak the wisdom of God in a mystery, a wisdom which is hidden, which God ordained before the world, unto our glory." (I Cor. 2: 5, 7).

The incarnation itself and the redemption of mankind constitute the mystery of which St. Paul speaks. We can never fully understand the infinite love of God which brought it about. But, aided by faith, we are able to assign reasons for accompanying circumstances. We know why God willed poverty for Joseph, Mary his wife, and Jesus her Son.

War between Body and Soul

As a result of original sin, human nature is inordinately attached to things of the senses. Yet our eternal salvation depends on the degree of our attachment to the things of the soul, the things of God which constitute supernatural life.

From the moment of reaching the age of reason, each individual born into the world--Christ and His Blessed Mother excepted—enters into a lifelong struggle between his own soul and body. Of the two, the body has the advantage. The soul is handicapped from the start.

As Adam and Eve were created by God, their reason had full control over their will, their will over the passions of the body. Original sin was punished, in part, by a radical disturbance of this perfect balance in human nature. Our minds are darkened, our wills are weakened, as the catechism puts it. Our body is strong in its determination to have its passions satisfied. It rebels against every check put upon it by the soul.

The result is a battle in one who really wants to save his soul. Job, that grand old man of thousands of years ago who is a type of humanity

in general, complained bitterly: "The life of man upon earth is a warfare, and his days are like the days of a hireling" (Job 7:1).

If our purpose in life were not to attain eternal salvation, there would be no battle within us. We would simply give in to every natural desire and whim, and the cravings for sensual pleasure would drag the soul down from its heights. Atheistic communism, German totalitarianism and our own American materialism furnish the examples, for they are all at one in denying the soul's eternal destiny.

Ten Thousand vs. Twenty Thousand

It is our life's purpose, then, that the soul gain complete mastery over the body. Faith sets the goal and points out the way; grace gives the strength and endurance that leads to victory. God is on the side of the soul; the devil is on the side of the body. But we ourselves are responsible for the outcome. God does not, and the devil cannot, decide the issue.

That's our situation. We cannot escape it. So it is eminently wise to look it squarely in the face.

Christ once said to the multitude of His listeners: "What king, about to go to make war against another king, doth not first sit down, and think whether he be able, with ten thousand, to meet him that, with twenty thousand, cometh against him?" (Luke 14:31). In this battle between soul and body, it is the soul that has only ten thousand against the body's twenty thousand. Theologians tell us that in the average person the soul, unaided, could not maintain mastery over the body for any great length of time.

So the soul sits down, figuratively, and takes account of its forces. It has no reason at all for defeatism. It and its ten thousand by no means stand alone. The powerful and invincible forces of God are at hand. All that is necessary is to call upon them for aid and let them do most of the fighting. Those forces of God are the graces He gives to our soul.

Poverty Enters the Picture

The soul dare not forget, however, that the battle is its own. It is captain of its own destiny, even though it can be victorious only with the aid of God's grace. God could, but will not, save the soul that refuses to co-operate in fighting its own campaign. It must keep its ten thousand at the top notch of efficiency, maintain home defenses, crack down on sabotage, and it must carry the attack to the enemy, for its war is not one of defense but of conquest.

This is exactly where poverty enters the picture, farfetched as the connection may seem. Christ didn't think it farfetched, though. In fact, immediately after He gave the example about the king, quoted above, He added: "So likewise every one of you that doth not renounce all that he possesseth, cannot be My disciple." (Luke 14:33).

The sequence of thought seems rather strange, doesn't it? And yet it is not strange at all if we understand the connection.

Recall those other words of Christ in His sermon on the mount: "Blessed are the poor in spirit; for theirs is the kingdom of heaven" (Matt. 5:3). If we emphasize the words "poor in spirit" we hold the key to the explanation.

The Barrier to Sensual Pleasure

Wealth opens wide the door to every worldly and sensual pleasure. It procures bodily ease and comfort. It can satisfy every craving the body has.

Poverty, on the other hand, closes the door to many a worldly and sensual pleasure. It forces many a denial upon the body, thwarts many a desire for bodily satisfaction.

It takes little thought to determine in which of the two situations the soul is at an advantage. In the latter, evidently. If the body is, at least to a certain depree, stymied, the soul has that much of an easier campaign. By way of example, contrast the blitzkrieg in the plains of France and the slow progress of the enemy in the mountains of Greece. Poverty sets up natural barriers that effectively hold the body in check.

Christ didn't say the kingdom of heaven belongs to the actually poor, but to the poor in spirit. There's all the difference in the world between the two.

Actual poverty offers advantages to the soul, but they do the soul not one whit of good if the soul does not accept them. A poor person who cares nothing for his soul's salvation is in a sorry state—few pleasures in this life and none at all to look forward to in the next. If he rebels against his condition and makes the acquisition of wealth his life's sole aim for the purpose of securing the maximum of bodily comfort and pleasure, he has betrayed his soul to the body and its ally, the devil.

If a rich man keeps the door leading to worldly and sensual pleasures closed, when his wealth could easily open it, and he does so for the sake of his soul's salvation, he comes into the category of the poor in spirit. He lives in detachment from his wealth. He refuses the corporal gratification it could bring. The highroad of bodily pleasure stretches invitingly before him, but he chooses the narrow and rough path that leads to heaven.

Riches Make the Battle Harder

Of the two, rich man and poor man, the rich man has the harder battle to fight. No natural barrier stands in the enemy's way. The Maginot Line of spiritual poverty he has built at the price of great personal sacrifice is always in danger of being flanked by the enemy ever alert for an open engagement. The body is the more fiercely intent upon victory because by conquering the soul it will have the rich man's wealth at its disposal.

THE STORY

She came to me begging a story,
My darling with eyes so blue,
"Not of fairies or elves or goblins,
But a story really true."
I paused a moment in fancy,
To wonder just what it should be;
Some tale of my own childhood,
So merry and full of glee,
Or a wonderful picture of travel,
So many joys to unfold,
All painted in bright glowing colors
For little blue eyes to behold.
But no, the wee maid had decided
As she nestled still closer with joy,
She wanted the dearest of stories,
The one about God's little Boy.

So I told her of shepherds frightened
While watching wee lambs in the night,
Of angels all singing so sweetly
And the star that shone ever so bright,
Carefully guiding the wise men
To where the dear Babe lay,
All cuddled up in the manger
In the midst of the sweet smelling hay.
Then I told her of Mary, the mother,
So proud of her dear little Son,
And the wonderful message He gave us,
"Peace and good will" to each one.
As we rocked and talked in the twilight
Her eyes became dreamy with sleep,
And with head almost nodding she whispered,
"I think Baby Jesus was sweet.
And of all the stories you tell me
The one that I do most enjoy,
The one I like over and over,
Is the one about God's little Boy."

—J. H. M.

That is why Christ said sadly: "How hardly shall they that have riches, enter into the kingdom of God... It is easier for a camel to pass through the eye of a needle, than for a rich man to enter into the kingdom of God." His disciples were astonished and asked among themselves: "Who then can be saved?" Christ replied: "With men it is impossible; but not with God; for all things are possible to God." (Mark 10:23, 25-27). Alone with his soul's ten thousand, the rich man cannot hope to win against the body's twenty thousand; but for him too the forces of grace are invincible.

Briefly, the role of poverty in our struggle for eternal salvation comes to this: poverty in spirit is essential, and actual poverty makes poverty in spirit easier than does wealth,

The Example Meant for Us

Christ chose a life of poverty for Himself for the sake of giving us an example. In actuality He was the world's wealthiest individual. He owned literally everything, for He was true God. No power in heaven or on earth could have disputed His right to use any and all material goods as He pleased, nor could He have been prevented from doing so. Nevertheless He was born in poverty, He lived His entire life in poverty, and He died dispossessed of even His garments.

Christ was perfectly poor in spirit. It would be blasphemous to think that worldly pleasures held any attraction for Him. He would have been as poor in spirit had He lived amid wealth and luxury.

That being so, Joseph might strike us as being a more imitable example of a man poor in spirit because, like ourselves, he incurred original sin and its effects. Mary did not. So, of the three members of the Holy Family, Joseph alone entered existence under handicap in that regard. In all likelihood he had to experience the soul-body battle within himself—unless, as has been advanced, he was exempt by a special privilege from God.

Joseph's Victory—Our Lesson

There is no need, however, to assume that that privilege was his. We do know that he won a glorious victory. His soul became perfect master over his body.

He recognized the advantages of actual poverty. It meant hard work for him to provide for his dependents, it meant concern about their and his daily bread, it meant suffering for him when he witnessed the privations his precious charges had to undergo. But never did it mean discontent. Never lack of faith in God's providence. Never despair.

He realized fully the victory he had gained. His soul was freed from the slavery which sensual pleasure or the craving for it bring. To his actual poverty he added poverty in spirit, and poverty in spirit cleansed his soul for the reception of tremendous spiritual riches.

We may not be obliged to follow the example of the saints in all things. We may not be called to a life of heroic virtue. But in this matter of poverty in spirit, no one is exempt.

Christ gave us the supreme example of every virtue during His lifetime. But it is only during His manhood that that example came to general public notice, even as far as we are concerned, for the gospels tell us little about His childhood and youth.

The exception is His poverty. That is in open evidence from the moment of His birth.

Well may we deduce that God considered that example of supreme importance. Poverty in spirit, abetted by actual poverty, is the key that unlocks the door of heaven's treasury. That is Bethlehem's lesson.

Medical Corner

Contributed by
J. H. Schropp, M.D., C.M., L.M.C.C.

Dear Reader.

Not so long ago I happened to be in Vancouver, supposedly on a vacation, but all I seemed to get was a good wetting, or should I call it a soaking in more ways than one. That blessed rain! (blessed can have more meaning than one in this juggling of English words). From the very first we had nothing but rain, fog, drizzle and umbrellas. In all my life I have never seen so many people running about the streets, in and out of cafes and restaurants, in and out of stores and movie-theatres—hanging on for dear life to that bit of silk fabric over their heads. It is a wonder that they do not get stuck in their narrow doorways. It is a wonder, too, that they do not poke out the eyes, or rupture the ear-drums of the constantly nonplussed passerby. Of course, one needs a double roof over one's head out there with the thousands of giant sea-gulls overhead. They actually have become a permanent fixture and a part of the population of Vancouver.

Really, dear reader, one needs only to visit a large city in this day and age to be convinced that Humanity seems to have lost its sense of direction. It is restless, undecided—almost prophetic of worse things to come. It is just a maelstrom of milling feet. Human reason gone nuts! There seems to be no plan behind this river of Humanity, no purpose to its beginning and its end, except that one wave is trying to outrun the other, one current more treacherous than the rest. The world has forgotten its purpose. It has forgotten the indelible imprint of the Hand that rules it all.

Has not the entire world forgotten this fact? Yet the majority of the human race considers itself Christian and above all civilized. I am purposely placing civilization on a higher plane than Christianity, for is not the world of to-day seeking to judge everyone but itself on prefabricated standards of so-called civilization rather than on the solid and sound and above all humane teachings and principles of Christianity? Are not the principles of justice made to fit each occasion? If Germany committed a so-called act of atrocity it was acclaimed as barbarous; if Russia now does the same thing, if France does, if England and the United States, it is considered not barbarous but justifiable. What a change of face! What a juggling of the principles of justice and common decency! It stinks to the high heaven! Truly, the nations can no longer lay claim to civilization, much less can they call themselves Christian. If Germany had used the atomic bomb first, if Japan had used the fire-gun to roast our boys alive, what a hullabaloo that would have created! It would have been barbarous, cruel, inhuman. It would have been condemned as the greatest atrocity against the human race. Is it less an atrocity, is it less barbarous if we used it first on the helpless humans on the other side of the fence? Where has our justice gone, where is our humanity? The nations know of none, and not knowing of any they cannot judge according to human rights and human self-respect. Have you ever heard of a nation spending two billion dollars and more for the preservation of the human race, yet, dear reader, more than that has been spent to develop atomic bombs, 2000 of which would blow everyone off the face of the earth. Ten thousand bombs, such as were dropped on Hiroshima, were considered to blow the earth to atoms, but now we hear that others have been developed that are hundreds of times stronger. Can you visualize the results? And the nations are now squabbling for the right to push the button first. Tell me, why is there no indictment of Great Britain for starting night bombing on May 17th, 1940? If the Germans had started it first it would now be in the charges at the present Nuernberg trials. But is it? No, because it was not a crime, since one of the Allies perpetrated it. Does that make it less a crime? Why does not an international court sit in judgment against the United States for the barbarous use of the flame-thrower? Why do we not indict Russia for its rape and plunder of a fallen and helpless nation—worse than what Germany did to helpless Poland? Why do we let France starve the thousands of German prisoners of war in its concentration camps? We do, because we think we are allowed to

The Question Box

Only signed letters will be answered

If a person dies and has received the last sacraments but has not made a last confession because he was unconscious or almost so, and it is doubtful if he even made an act of contrition, is such a soul saved?

We are never able to know with absolute certainty whether a soul is saved unless the Chrch has declared on the matter, and she does so only when she declares one a saint. Also, we do not know what takes place in a soul during those last precious moments. There could have been an act of contrition without any external manifestation. If a priest gave the last sacraments, he must have judged that there was sufficient reason present to give them. These, as a result, include at least conditional absolution and the sacrament of extreme unction, even if regular confession and Holy Viaticum cannot be administered because of the condition of the patient. The priest undoubtedly did all that could be done.

How old is the practice of the observance of Friday as a day of abstinence, and just why is the abstinence from flesh meat prescribed?

The observance of Friday as a day of abstinence dates from the very early centuries, perhaps the second. At first the observance was merely custom but later became one of precept. The reason for selecting meat as the food from which to abstain may lie in the fact that meat is a very nourishing food, and thus to abstain from it was a more effective form of penance.

Is a person right in assuming that a certain sin told in confession is forgiven if, when confessing it, he did not think to mention the number of times it was committed?

Such sins would be forgiven, but if the sin was grave it would be necessary in a later confession to mention the number of times it had been committed. Such a sin was forgiven in the former confession because one did not purposely omit mention of the number of times it had been committed. To purposely omit mentioning the number of times, or the circumstances connected with it, or knowingly not to give the right number of times mortal sins were committed—which would add another sin—would make such a confession invalid; the sins would not be forgiven and the whole confession would have to be repeated. This is, however, not the case if something necessary was unintentionally omitted. To repeat, such sins would then be forgiven, but it would be necessary to correct it in a following confession.

---

break every international law, allowed to go beyond every boundary of human reason, allowed to do everything we please. Why don't we get off our high horse and call each other's bluff? Is war not hell? Does it not make enemies of friends without ground or reason? Is it not the direct result of greed, selfishness and every unchristian attribute? It settles nothing. It wastes gigantically those things that could be better used for Peace and Happiness.

You and I, and those who still believe in God, have a great deal to be thankful for. It is easy for us to stand by, or to sit by our fire-place in a warm room, or beside a purring radiator. It is comforting for us to hear the click of our frigidaires, knowing that it is stuffed with God-given food, knowing, too, that our warm clothes suffice against the cold. But what of those who went through the cataclysm of war and civil strife, who beg for the morsel of food that is nowhere to be had, for the rag to cover their nakedness, for a hole to crawl into. What of those? They, too, belong to civilization and to Christianity, bound to us by the common bond of Humanity. If the German people are to be held responsible for the atrocities of their barbarous leaders, then we, too, must be held responsible—each and every one of us —for the atrocities of the atomic bomb. Not a very comfortable thought for Christmas, Why was the world in an uproar when the Nazis began sterilizing their imbeciles? Was that more against the Natural Law than the very recent proposals for sterilization of our Saskatchewan defectives?

We have much to be thankful for. We still have our priests, our churches. We still have our sanctity of marriage, yes, and our Christmas trees. We still have left the greatest Sacrifice of all — The Mass. Without it there would indeed be no purpose behind the created universe.

I shall come back again with medical subjects in the New Year. To-day I wish to extend to you all my heartiest Christmas Greetings and a Joyous New Year. If the New Year can bring but a portion of the peace that we pray for, if it can bring but a portion of justice for suffering Humanity, then our faith and our prayers will not have been in vain. Let me thank Father Krawitz for having given me the otherwise needed space for the Medical Corner. Let me thank Doctor Eid of Macklin for his guidance and gentle criticism. Let me thank all those who have gone out of their way to help—for to write a corner such as this is no mean responsibility. Again, let me wish you all a Merry Christmas and a Happy New Year!

Have you heard these?

"It's wonderful what some insects can do. A grasshopper can jump 200 times its own length."

"That's nothing. I once saw a wasp raise a 200-pound man three feet off the ground."

* * *

It was a hot summer day as the wizened rancher rode across the dusty plains aboard an ancient passenger train. Windows were open, dust and smoke rolled into the coaches, and the rancher's tongue was blistering. For hours he suffered. Suddenly, he dashed into the adjoining car, shouting:

"Hey, has anybody got a drink? Quick. Has anybody got a drink? A woman just fainted."

Two men slipped bottles from their hip pockets. The rancher grabbed one, pulled the cork, drank a couple of long swigs. Smacking his lips, and breathless, he handed the bottle back with a grateful sigh:

"Thanks, Mister, it sure makes me nervous to see a woman faint."

* * *

"Doris is getting a man's wages."

"Yes, I knew she was married."

* * *

"I dreamed last night that I had invented a new type breakfast food and was sampling it when—"

"Yes, yes; go on."

"I woke up and found a corner of the mattress gone!"

* * *

Bill: "What model is your car?"

Jack: "It isn't a model: it's a horrible example."

The itinerant odd-job man knocked on the kitchen door for his lunch. "And did you notice that big pile of wood over there?" asked the lady.

"Yeah, I seen it."

"Mind your grammar," snapped the lady. "You should say you 'saw' it."

"Lady," returned the odd-job man, "you saw me see it but you ain't seen me saw it."

* * *

Housewife, to hitch-hiker at door: "How would you like a nice chop?"

Hitch-hiker: "That all depends, madam. Is it pork, lamb, or wood?"

* * *

The Scotsman and his wife were going to the fair. She was laden down with a heavy lunch basket. On coming near to the fair, he considerately turned to her and said: "Better let me carry the basket now, Mary: we might get separated in the crowd."

* * *

Guest: "I know fish is good brain food, but I don't like fish. Isn't there some other good brain food?"

Waiter: "Well, there's noodle soup."

* * *

Husband: "I'm going to make a New Year resolution not to drink any more."

Wife: "What's the use of that? You could hardly drink more than you do now."

* * *

First Visitor: "These cakes are hard as stone."

Second Visitor: "Sure: didn't your hear her say: 'Take your pick' when she passed them around?"

"Mistress: "But Hannah, you told me you were a fancy cook."

Hannah: "Yes'm, and this is one of the things I don't fancy doing."

The Student's Burse . . .

Previously Acknowledged	$1,588.30
Mrs. B. Sabass, New York	1.00
Mr. Paul Wilde, Sr., Cudworth, Sask.	2.00
A Friend, Regina, Sask.	1.00
Total to date	$1,592.30

Please send your contributions to:

The Director of the Missionary Association of Mary Immaculate
c/o Marian Press—924 Victoria Ave.,
Regina, Sask.

Renew your subscription promptly. When moving send in both old and new addresses.

An Appropriate and Pleasing



PRESENT or GIFT

for a

BIRTHDAY, WEDDING or FEASTDAY

for a Relative or Friend

is a year's Subscription to

THE MARIENBOTE

Please send The Marienbote for one year to:

Name ....

Address ....

Enclosed you will find $1.00—also please mail a gift letter stating that the magazine is being sent with the compliments and best wishes of

Name ....

Address ....